

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 16 (1996)
Heft: 32

Buchbesprechung: Marginalien ; Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jüdischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg

Seit der Befreiung Europas von der Naziherrschaft ist eine mittlerweile unüberschaubare Fülle an Literatur vor allem in englischer, hebräischer und polnischer Sprache entstanden, welche die vielfältigen Formen der Gegenwehr und Selbstbehauptung von Juden im deutschbesetzten Europa während des Zweiten Weltkrieges beschreibt, die Bedingungen und Wirkungen dieses Widerstands analysiert sowie die Motive und Ziele der Akteure rekonstruiert. Dieser international recht gut entwickelte Strang der Holocaust-Forschung ist bislang von der deutschen Geschichtswissenschaft kaum rezipiert, geschweige denn um eigene Beiträge bereichert worden. In den letzten Jahren – ein gesteigertes öffentliches Interesse vor dem Hintergrund des fünfzigsten Jahrestages des Warschauer Ghettoaufstandes 1993 dürfte dazu einiges beigetragen haben – sind deutsche Übersetzungen von zum Teil seit Jahrzehnten vorliegenden Erinnerungsberichten und wissenschaftlichen Arbeiten erschienen.¹ Zudem brachten einige Autorinnen und Autoren das Thema auch durch die Publikation eigener Untersuchungen und Überlegungen zum jüdischen Widerstand verstärkt in die Diskussion, so etwa *Ingrid Strobl* (1989/1994) und *Wilfried Löhken/Werner Vathke* (1993).

In diesem Zusammenhang erreichten die deutschen Leser auch Kontroversen, die bereits vor mehr als dreissig Jahren die interessierte Öffentlichkeit in Israel und den USA bewegt hatten. Der Frankfurter Publizist und Auschwitz-Überlebende *Arno Lustiger* – Herausgeber einer voluminösen Text-

sammlung zum jüdischen Widerstand (1994) – hatte dem Holocaust-Forscher *Raul Hilberg* (im Spiegel 7/93) vorgeworfen, durch seine These vom fehlenden jüdischen Widerstand den „Mythos von den Juden, die sich wie Schafe zur Schlachtbank hätten führen lassen“, zu stützen. Hilberg wiederum kritisierte in einer Replik auf Lustiger die heroisierende Beschreibung des jüdischen Widerstands als „Schönfärberei“. Er warf Lustiger vor, das „Raster für `Widerstandskämpfer`“ zu vergrößern und beklagte seine „Umdeutung“ des Widerstandsbegriffs, so dass dieser „etwa die Versorgung oder Pflege von Menschen in Ghettos umfasst, selbst wenn die deutschen Oberherren dergleichen genehmigen, um den Ghettobetrieb bis zum Einsetzen der Deportationen aufrechtzuerhalten“ (Hilberg 1994, 116f).

Die – jeweils unterschiedlich beantwortete – Frage nach der historischen Einschätzung des jüdischen Widerstands und die Bewertung der Rolle der offiziellen jüdischen Körperschaften, der Judenräte, standen (und stehen) im Zentrum von engagiert geführten Debatten, welche die Literatur spätestens seit den sechziger Jahren massgeblich prägten.

In der umfangreichen, oft unmittelbar nach der Befreiung entstandenen „Memoirenliteratur“ versuchten viele Aktivisten des jüdischen Widerstands, ihre dramatischen Erlebnisse zu verarbeiten und mitzuteilen. Das Bemühen, durch detailgenaue Schilderungen ein staunendes bis skeptisches Publikum von den Erfahrungen und Standpunkten der jüdischen Ghettokämpfer und

Partisanen zu überzeugen, widerspiegelt sich auch in den bereits wenige Jahre nach dem Ende des Krieges niedergeschriebenen Erinnerungsberichten *Marek Edelmanns* und *Chaika Grossmans*, die in den Untergrundorganisationen des Warschauer bzw. Bialystoker Ghettos gekämpft hatten. Deren Darstellung der unglaublichen Bedingungen, unter denen dieser Widerstand stattfinden musste, scheint die Frage im doppelten Sinne ad absurdum zu führen, warum es so wenig Widerstand von Juden gegeben habe. Abgesehen davon, dass dieses der Frage zugrundeliegende Vorurteil angesichts der Beschreibungen vielfältiger Untergrundaktivitäten in Zweifel gezogen werden muss, erscheint es wie ein Wunder, dass Menschen trotz zahlloser Widrigkeiten und Härten überhaupt den Mut und die Kraft besaßen, einen aussichtslosen Kampf zu führen.

Ein treibendes Motiv für viele Überlebende, ihre Erinnerungen zu Papier zu bringen, bestand darin, dem sich aus antisemitischen Stereotypen speisenden Mythos entgegenzutreten, „die Juden“ hätten sich „wie Schafe zur Schlachtbank“ treiben lassen. In dem Bemühen, den Vorwurf der „Feigheit“ zu entkräften, rückten die militantesten und „mutigsten“ Widerstandsformen – die bewaffneten Kämpfe in Ghettos, Wäldern und Vernichtungslagern – ins Zentrum der Darstellungen. Vor allem in Israel wurde ein „kollektiver Minderwertigkeitskomplex“, der aus dem Trauma des Holocaust resultierte, durch eine heroisierende Darstellung des bewaffneten jüdischen Widerstands im öffentlichen Gedenken kompensiert.

Durch die spezielle Perspektive der frühen jüdischen Widerstandshistoriographie entstand ein sehr polarisiertes Bild der Holocaust-Opfer. Als Folge

der Glorifizierung von Ghettokämpfern und Partisanen in Israel und in den USA musste das Verhalten der Juden, die nicht bewaffnet gekämpft hatten – vor allem aber der Eliten, die in Judenräten und anderen Körperschaften eher Strategien des Zeitgewinns und der „passiven Resistenz“ verfolgt hatten – als moralisch verwerflich, ja „verräterisch“ erscheinen. Eine harte Verurteilung des Warschauer Judenrats findet sich z.B. bei Edelmann (1993, 46 f.).

Diese Sichtweise fand letztlich auch Eingang in die Darstellungen *Raul Hilbergs* und *Hannah Arendts*, die zu Beginn der sechziger Jahre einen Sturm der Entrüstung entfesselten. Hilberg (1961, 662) hatte behauptet, „das Reaktionsmuster der Juden“ sei „durch ein nahezu vollständiges Fehlen von Widerstand gekennzeichnet“ gewesen. Arendt verurteilte – unter Berufung auf Hilbergs Arbeit – die jüdischen Eliten, denen sie pauschal Kollaboration mit den NS-Behörden vorwarf. Sie schlussfolgerte: „Wäre das jüdische Volk wirklich unorganisiert und führerlos gewesen, so hätte die ‚Endlösung‘ ein furchtbares Chaos und ein unerhörtes Elend bedeutet, aber [...] die Gesamtzahl der Opfer hätte schwerlich die Zahl von viereinhalb bis sechs Millionen Menschen erreicht.“ (Arendt 1964, 162). Arendt und Hilberg hatten das verbreitete Schema „heldenhafte Widerstandskämpfer versus unterwürfige Kollaborateure“ zwar übernommen. Ihnen wurde jedoch von vielen übelgenommen, dass sie dem Widerstand lediglich einen marginalen Stellenwert einräumten, hingegen die Kooperation als dominante Form jüdischer Reaktion auf die Vernichtungspolitik der Nazis beschrieben und als Kollaboration verurteilten. Das wichtigste Ergebnis des darauffolgenden, als *Arendt-*

Kontroverse bezeichneten publizistischen Schlagabtausches kann darin gesehen werden, dass die zuvor auf einen kleinen Kreis beschränkte Auseinandersetzung mit dem Holocaust und dem Verhalten der jüdischen Opfer nun ein breiteres Interesse fand und dadurch zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen angeregt wurden.

In vielen Veröffentlichungen dieser Jahre dominierte zunächst das Anliegen, aus einer Position der moralischen Empörung der Behauptung von der jüdischen Passivität mit möglichst umfangreichen Auflistungen jüdischen Heldenmuts entgegenzutreten. Von dieser Haltung ist auch die Studie von *Reuben Ainsztein* (1993) über den jüdischen Widerstand in Polen und im besetzten Teil der Sowjetunion geprägt. So sind diese und andere im selben Zeitraum entstandenen Monographien und Sammelbände zwar zum Teil ausgesprochen materialreich und leisten bis heute einen wertvollen Beitrag zum Kenntnisstand, können jedoch durch ihren additiv-dokumentarischen Charakter und die weitgehende Fixierung auf die militantesten Formen jüdischen Widerstands nur begrenzt dazu beitragen, die Vielfalt der jüdischen Reaktionsmuster und das Entstehen von Widerstand in seiner prozesshaften, widersprüchlichen Dimension nachvollziehbar zu machen. Oftmals wird lediglich ein undifferenziertes Pauschalurteil – das von der Widerstandslosigkeit der Juden – durch ein anderes, konträres ersetzt.

Seit den siebziger Jahren ist in der Forschung die Tendenz erkennbar, einen breiteren Zugang zum Spektrum der jüdischen Reaktionen auf den Vernichtungsprozess zu entwickeln und das Verhalten der Opfer unter Anwendung sozial- und politikwissenschaftlicher Methoden zu untersuchen. Auch

infolge der grösseren zeitlichen Distanz und des Engagements von Wissenschaftlern, die nicht zugleich Zeitzeugen sind, kann eine anhaltende Entemotionalisierung und Versachlichung der Debatte festgestellt werden, in der anstelle einer starren, moralischen Gegenüberstellung – „Tod in Würde“ kontra „feiger Fatalismus“ – Widerstand und Kooperation als durchaus vielschichtige, zum Teil koexistierende Phänomene betrachtet werden.

So trat an die Stelle der einhellig-pauschalen Verurteilung der Judenräte als Kollaborateure zunehmend eine Sichtweise, die nach regionalen Unterschieden in der Zusammensetzung und Politik der Judenräte sowie ihren wechselnden Aufgaben und Möglichkeiten während der verschiedenen Phasen nationalsozialistischer Vernichtungspolitik fragte. Massgebliche Bedeutung für diesen Prozess der Differenzierung kam der voluminösen Studie *Judenrat* von *Isaiah Trunk* (1972) zu. Trunk unterschied grundsätzlich zwei Perioden in der Geschichte der Judenräte in Osteuropa, die durch den Beginn der Deportationsmassnahmen 1942 geschieden waren. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte die erzwungene Kooperation mit den Besatzungsbehörden noch mit den Bemühungen zur Aufrechterhaltung der alltäglichen Überlebensfähigkeit der Ghettos und ihrer Bewohner gerechtfertigt werden. Als jedoch die aktive Teilnahme an der Durchführung von Deportationen u.a. durch die Erstellung von Listen und den Einsatz von jüdischen Polizeikräften verlangt wurde, verhielten sich die einzelnen Judenräte sehr unterschiedlich, wie Trunk herausarbeitete.

Der deutsch-israelische Historiker *Dan Diner* (1990) stellt in einem Rückblick über die Forschung zu den Judenräten fest, dass über die Jahrzehnte ein

Wandel in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wahrnehmung der „Institution Judenrat“ und der sie tragenden Personen „von leichtfertiger Denunziation zu einem weitgehenden Verständnis“ stattgefunden habe (S.33). Diese Veränderungen erklärt Diner nicht nur aus den umfassenden Forschungen, die seit Beginn der siebziger Jahre ein differenzierteres Bild der Problematik gezeichnet haben, sondern auch aus „einer zunehmenden Distanz des jüdischen Bewusstseins – nicht zuletzt auch in Israel – einem seit der Staatsgründung geförderten Kult der Militanz gegenüber“ (ebd.).

Ähnlichen Relativierungen und Differenzierungen wie die Wahrnehmung der Judenräte war seit den siebziger Jahren das Bild des bewaffneten Widerstands unterworfen. Galten die Ghettokämpfer und Partisanen in den fünfziger und sechziger Jahren noch vielfach als „Helden jenseits von Zeit und Raum“, die in frontaler Opposition zur Politik der Judenräte gestanden hätten, machen neuere Studien deutlich, dass der Weg zum bewaffneten Widerstand komplex und widersprüchlich war. Vor allem einige detaillierte, auf klar definierte Regionen oder Themenbereiche konzentrierte Untersuchungen israelischer Wissenschaftler nahmen die politischen und sozialen Umstände in ihrer Bedeutung für den organisierten Widerstand, die unterschiedlichen Motive, politischen Überzeugungen der Widerstandskämpfer sowie die Ergebnisse des bewaffneten Widerstands genauer in den Blick und trugen damit zu einer Entmystifizierung bei. Zu erwähnen wären hier die Arbeiten von *Yitzhak Arad* (1980) und *Yisrael Gutman* (1982), die den jüdischen Widerstand in Wilna und Warschau im Kontext der sozialen und po-

litischen Entwicklung der Ghettos analysiert haben, aber auch die Regionalstudien von *Shmuel Krakowski* (1984) und *Dov Levin* (1985) über den bewaffneten jüdischen Widerstand im sogenannten Generalgouvernement und in Litauen sowie die Untersuchung von *Yitzhak Arad* (1987) über die Vernichtungslager der „Operation Reinhard“ und die Aufstände der jüdischen Gefangenen in Treblinka und Sobibor.²

Die genannten Arbeiten versuchen in unterschiedlichem Masse, das Zustandekommen und die konkreten Formen des Widerstands in den untersuchten Regionen, Ghettos und Lagern aus dem Zusammenwirken verschiedenster interner und externer Faktoren zu erklären. Dazu gehören die zeitliche Abfolge und Intensität der Vernichtungspolitik, die demographische und politische Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung, die topographische Beschaffenheit der Region, die Einstellung der örtlichen nichtjüdischen Bevölkerung und eventuell bestehender nichtjüdischer Widerstandsgruppen und, damit zusammenhängend, die Möglichkeiten der Beschaffung von Verstecken, Waffen und weiterer Logistik.

Die Forschungen zum jüdischen Widerstand in West- und Mitteleuropa, die vielfach von Kontroversen und Vereinnahmungsversuchen, so etwa von der Frage: „Wem gehört der Widerstand?“, geprägt waren, weisen ebenfalls seit den achtziger Jahren einen Trend zur Differenzierung und Entideologisierung auf. Die Tatsache, daß Juden dort zumeist in den Reihen „allgemeiner“ antifaschistischer Widerstandsbewegungen gekämpft hatten, warf unter Forschern immer wieder die Frage auf, ob es sich denn wirklich um „jüdischen“ Widerstand oder aber vielmehr um „antifaschistischen“ Wider-

stand von Juden gehandelt habe. In neueren Veröffentlichungen etwa zur Berliner Widerstandsgruppe um Herbert Baum wird dagegen die Vielfalt und Komplexität der Motive und politischen Ziele herausgearbeitet, die sich einer polarisierend-eindeutigen Etikettierung entziehen. Sie müssen *sowohl* im Zusammenhang mit der spezifischen, aus der jüdischen Herkunft resultierenden Situation der Handelnden *als auch* im ideologisch-organisatorischen Kontext der regionalen antifaschistischen Widerstandsbewegungen betrachtet werden (vgl. hierzu die Aufsätze von Michael Kreutzer in Löhken/Vathke 1993 und Heuberger 1995).

Angesichts dieser vielfältigen Brüche und Entwicklungen in der Forschung der letzten Jahrzehnte erscheint es mir problematisch, wenn Texte unterschiedlichster Herkunft zum jüdischen Widerstand zusammengestellt und weitgehend unkommentiert veröffentlicht werden, wie es bei Lustiger (1994) der Fall ist. Auch wenn es sehr verdienstvoll ist, dass dem deutschsprachigen Publikum viele Dokumente erstmalig zugänglich gemacht wurden, wird doch so dem Dualismus von „Anklage und Apologetik“ Vorschub geleistet, der die Erforschung der jüdischen Reaktionen auf die NS-Vernichtungspolitik so lange beeinflusst hat.

Christoph Hölscher

Anmerkungen

- 1 Vgl. hier v.a. die Übersetzungen der in ersten Fassungen bereits in den vierziger Jahren vorliegenden Erinnerungsberichte von Edelmann (1993) und Grossmann (1993) sowie der 1974 auf englisch erschienenen Untersuchung von Ainsztein (1993). Den neueren Forschungsstand spiegelt der im Zusammenhang mit einer Ausstellung

zum Thema entstandene Sammelband von Heuberger (1995) recht gut.

- 2 Von diesen Untersuchungen liegen bedauerlicherweise noch keine deutschen Übersetzungen vor. Gewissermassen komprimierte Fassungen der Arbeiten von Gutman, Arad und Krakowski finden sich auch in: Heuberger (1995).

Literatur

- Ainsztein, Reuben, 1993: Jüdischer Widerstand im deutschbesetzten Osteuropa während des zweiten Weltkrieges. Oldenburg.
- Arad, Yitzhak, 1980: Ghetto in Flames. The Struggle and Destruction of the Jews in Vilna in the Holocaust. Jerusalem.
- Arad, Yitzhak, 1987: Belzec, Sobibor, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps. Bloomington.
- Arendt, Hannah, 1964: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München.
- Diner, Dan, 1990: Jenseits des Vorstellbaren – Der Judenrat als Situation. In: H. Loewy/ G. Schoenberger (Hg.), „Unser einziger Weg ist Arbeit“. Das Getto in Łódź, 1940-1944. Wien.
- Edelman, Marek, 1993: Das Ghetto kämpft. Berlin.
- Grossman, Chaika, 1993: Die Untergrundarmee. Der jüdische Widerstand in Bialystok. Ein autobiographischer Bericht. Frankfurt a.M.
- Gutman, Yisrael, 1982: The Jews of Warsaw, 1939-1943. Ghetto, Underground, Revolt. Brighton.
- Heuberger, Georg (Hg.), 1995: Im Kampf gegen Besatzung und Endlösung. Widerstand der Juden in Europa 1939-45. Frankfurt a.M.
- Hilberg, Raul, 1961: The Destruction of the European Jews. Chicago.
- Hilberg, Raul, 1994: Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers. Frankfurt a.M.
- Krakowski, Shmuel, 1984: The War of the Doomed. Jewish Armed Resistance in Poland, 1942-1944. New York/London.
- Levin, Dov, 1985: Fighting Back. Lithuanian Jewry's Armed Resistance to the Nazis, 1941-1945. New York/London.

- Löhken, Wilfried / Vathke, Werner, 1993: Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion. Berlin 1939-1945. Berlin.
- Lustiger, Arno, 1993: Täter, Opfer, Zuschauer. Der Publizist Arno Lustiger über die Holocaust-Forschung Raul Hilbergs. In: Der SPIEGEL, Nr.7.
- Lustiger, Arno, 1994: Zum Kampf auf Leben und Tod. Zum Widerstand der Juden 1933-1945. Köln.

- Strobl, Ingrid, 1989: "Sag nie, du gehst den letzten Weg." Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung. Frankfurt.
- Strobl, Ingrid, 1994: Das Feld des Vergessens. Jüdischer Widerstand und deutsche "Vergangenheitsbewältigung". Berlin – Amsterdam.
- Trunk, Isaiah, 1972: Judenrat. The Jewish Councils in Eastern Europe under Nazi Occupation. London/New York.

Mario Keßler: Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus. Arbeiterbewegung und jüdische Frage im 20. Jahrhundert. Decaton Verlag, Mainz, 2. Aufl. 1994 (156 S., DM 24.-)

Ders.: Zionismus und internationale Arbeiterbewegung. 1897-1933. Akademie Verlag Berlin 1994 (210 S., DM 68.-)

Ders.: Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklung bis 1967. Akademie Verlag, Zeithist. Studien Bd. 6, Berlin 1995 (221 S., DM 68.-).

Der politische Antisemitismus galt in der Sowjetunion und in anderen Staaten des Warschauer Paktes, jedoch auch in Teilen der westeuropäischen Linken, als Ausdruck einer überlebten und historisch überholten Gesellschaftsordnung – gebunden an das kapitalistische Gesellschaftssystem und "mit den Wurzeln ausgerottet" in den Ländern des realen Sozialismus bzw. in der sozialistischen Bewegung. Politiker und Ideologen betonten vehement, dass durch die Option für den Sozialismus jeglichem Rassismus und Fremdenhass für immer der soziale Nährboden entzogen werde. Verdrängt wurde, dass bereits Jahrzehnte vor dem Zerfall der UdSSR und den politischen Veränderungen in Osteuropa Anspruch und

Realität weit auseinanderklafften. Der Slansky-Prozeß 1952 in Prag und die Ärztebeschuldigungen 1953 in Moskau liessen eindeutig antisemitische Tendenzen erkennen; in den sechziger und siebziger Jahren verbargen sich antisemitische Vorurteile nicht selten hinter der politischen Auseinandersetzung mit Zionismus und dem Staat Israel. Eine "Ausrottung des Antisemitismus" gelang keiner der machtausübenden Parteien in Osteuropa, bestenfalls wurden dessen Spielräume zeitweilig eingeschränkt und Ausdrucksformen antijüdischer Tendenzen verändert.

Die nach Niedergang und Implosion des "sozialistischen Weltsystems" sowie durch Öffnung bisher verschlossener Archive eingeleitete umfassende Aufarbeitung europäischer Nachkriegsgeschichte setzt Tabus und Mythologisierung ein Ende, widerlegt jedoch auch Unterstellungen und simplifizierende Pauschalurteile. Dabei kann auf die wichtigen Aspekte des Umgangs europäischer sozialistischer und kommunistischer Parteien mit Antisemitismus, Shoah, Zionismus und Staat Israel nicht verzichtet werden.

In den letzten Jahren entwickelte sich in bemerkenswerter Spannweite die wissenschaftliche und publizistische Beschäftigung mit dieser Thematik.

Der Bogen reicht von seriösen wissenschaftlichen Forschungsergebnissen, vorgelegt in Form von Monographien, Aufsätzen und Dokumentationen, über respektable journalistische Recherchen bis zur simplen Instrumentalisierung des Themas für tagespolitische Zwecke oder zum böswilligen Personen- und Politiker-Mobbing, indem solide Geschichtsschreibung durch markt- und politikgängigen Enthüllungsjournalismus bzw. sensationslüsternen Voyeurismus ersetzt wird. Zur Gruppe der wissenschaftlich soliden, sachlichen und aussagekräftigen neueren Publikationen zählen u. a. die Studien von *Jack L. Jacobs*: „Sozialisten und die 'jüdische Frage' nach Marx" (Mainz 1994), *Martin W. Kloke*: „Israel und die deutsche Linke. Zur Geschichte eines schwierigen Verhältnisses" (Frankfurt a. M. 1994) sowie *Enzo Traverso*: „Die Marxisten und die jüdische Frage. Geschichte einer Debatte" (Mainz 1995), die auf den bekannten Studien von *Walter Grab*, *Isaac Deutscher*, *Edmund Silberner* und *Leon Poliakov* aufbauen bzw. sich kritisch mit diesen auseinandersetzen und sie in vielerlei Hinsicht fortführen.

Den anspruchsvoll-kritischen Publikationen sind die unlängst erschienenen und daher noch relativ wenig bekannten Arbeiten des Berliner Historikers *Mario Keßler* zuzuordnen. Seine zwischen 1993 und 1995 vorgelegten Studien über die Haltung von Kommunisten und Sozialisten zur "Judenfrage" verdienen im Kontext der Diskussion um Antisemitismus und Antizionismus unbedingt Aufmerksamkeit. Während sich Keßler in "Antisemitismus, Zionismus und Sozialismus. Arbeiterbewegung und jüdische Frage im 20. Jahrhundert" (Mainz 1993 u. 1994) sowie "Zionismus und internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933" (Berlin 1994) in

erster Linie mit historisch-ideellen Ansätzen und der Entwicklung bis zum Zweiten Weltkrieg befasst, untersucht er in einem dritten Band "Die SED und die Juden – zwischen Repression und Toleranz. Politische Entwicklungen bis 1967" (Berlin 1995) die themenrelevante Fragestellung für den ostdeutschen Staat.

Auf der Basis umfangreichen Quellenmaterials geht Keßler zunächst den historischen Wurzeln der gespannten Beziehung zwischen Sozialisten und Zionisten nach. In diesem Zusammenhang wirft er brisante Fragen auf: Welche Konzeptionen entwickelten Sozialisten und Kommunisten zur "Lösung der jüdischen Frage"? Wie reagierte die Arbeiterbewegung auf die zionistische Bewegung? Welche Alternativvorstellungen wurden zur zionistischen Idee entwickelt? Wie gestaltete sich das Verhältnis von Antisemitismus und Antizionismus? Die These Keßlers, in der Aufstiegsphase der sozialistischen Arbeiterbewegung wären "der entschieden geführte Kampf gegen den Antisemitismus und die erfolgreiche Integration der jüdischen Revolutionäre in die Arbeiterparteien bestimmend" gewesen, während in der "Niedergangsphase" der Arbeiterbewegung "Solidarität und Internationalismus hinter Chauvinismus, Judenfeindschaft und die Reaktivierung eingefleischter Vorurteile" zurücktraten, verdient weitere Diskussion und Reflexion. Sie impliziert die Frage, welche Ansätze und Erfahrungen marxistische Arbeiterparteien im Kampf gegen den Antisemitismus generell aufzuweisen haben und welche Ursachen für deren letztliche Zurücknahme stehen. In der sozialistischen Bewegung hat die Forderung nach Emanzipation und Gleichstellung des arbeitenden Menschen unabhängig von nationaler Zugehörigkeit oder religiö-

ser Bindung stets die dominierende Rolle gespielt; die "Klassenfrage" wurde im linkssozialistischen Denken der "nationalen Frage" übergeordnet.

Dieser Ausgangspunkt führte zur Integration vieler emanzipierter jüdischer Arbeiter und Intellektueller in die Arbeiterparteien der Länder, in denen sie lebten. Zugleich kann nicht übersehen werden, dass führende marxistische Politiker die jüdische Spezifik ignorierten und zu Fehlurteilen bei der Behandlung der jüdischen Frage kamen. Obwohl die marxistischen Arbeiterparteien für viele Juden in Ost- und Westeuropa zum politischen Betätigungs- und Gestaltungsrahmen wurden, musste das propagierte Assimilationsziel, das Aufgehen der Juden in anderen Völkern, zum Verlust jüdischer Identität führen. Gerade die Forderung nach der historisch notwendigen Assimilierung weckte somit vielfach Widerspruch innerhalb der jüdischen Bevölkerung; sie verstärkte die Anziehungskraft des Zionismus als einer nationalen Antwort auf die jüdische Frage.

Ausgehend von Traditionslinien der deutschen Arbeiterbewegung zu Antisemitismus und Zionismus wendet sich Kessler in seiner dritten Studie praktischen Fragen der Gesellschaftspolitik von KPD und SED in der Sowjetischen Besatzungszone und der frühen DDR zu. Hervorgehoben seien seine Untersuchungen zum „Fall Merker“ und über die Auswirkungen des Slansky-Prozesses auf die DDR, während dem folgenden Zeitabschnitt bis 1967 vergleichsweise wenig Platz eingeräumt wird. Gerade in dieser Phase – bis zum israelisch-arabischen Junikrieg 1967 – wurden jedoch die Weichen für eine antiisraelische und proarabische Grundhaltung der DDR-Führung gestellt, die von den Vertretern jüdischer Gemeinden des Landes nicht unwidersprochen hinge-

nommen wurde und somit zwangsläufig auch das Verhältnis zwischen Staat und Gemeinden beeinflussen musste.

Die Sicht der DDR auf Israel war allerdings nicht in erster Linie auf ideologische Vorbehalte bzw. auf eine konfrontative Haltung der kommunistischen Parteien gegenüber dem Zionismus zurückzuführen; sie ordnete sich vielmehr in pragmatische Ziel-Mittel-Konstellationen und insbesondere in die sowjetische Nahostpolitik ein. Darüber hinaus wurde sie – wie sich während des Eichmann-Prozesses 1961/62 in Jerusalem und anlässlich des Ulbricht-Besuches 1965 in Kairo zeigte – zunehmend eine Funktion im deutsch-deutschen Verhältnis. Beide Ereignisse, die von Kessler nur knapp behandelt werden, waren symptomatisch für die offizielle Positionierung der DDR zu Shoah und Staat Israel.

Unter Verweis auf antifaschistische Traditionen der kommunistischen Bewegung in Deutschland suchte die SED den ostdeutschen Staat historisch und politisch zu legitimieren und ihn als Gegenpol zur Bundesrepublik darzustellen; sie lehnte eine gesamtdeutsche Schuld für die Verbrechen des Nationalsozialismus und damit für die Shoah ab und nahm sich aus der Verpflichtung, sowohl Israel als auch internationalen jüdischen Organisationen gegenüber materielle "Wiedergutmachung" zu leisten. Zugleich war die DDR-Führung bestrebt, mit Hilfe der arabischen Staaten die westdeutsche Hallstein-Doktrin zu durchbrechen, wirtschaftliche Vorteile zu erzielen und international anerkannt zu werden. Um diese Ziele zu erreichen, machte sie weitgehende – in Anbetracht deutscher Geschichte und Verantwortung zu weitgehende – Zugeständnisse bei der Beurteilung der Politik Israels bzw. Verurteilung des jüdischen Staates im Nahen Osten.

Angemerkt sei, dass es Mario Keßler keinesfalls um pauschale Bewertung oder Infragestellung "des Sozialismus" in bezug auf die Judenfrage und Zionismus geht, sondern dass er sehr wohl zu differenzieren weiss. Dieser Umgang mit der Realität wird in seiner ungeschminkten Abrechnung mit stalinistischer Politik, in den Darstellungen über Arbeiterzionismus und Kommunistische Partei Palästinas sowie in der Würdigung der Opfer Stalinschen Terrors deutlich. Auch die Studie zur DDR-Politik ist von fundierter Kenntnis und gründlicher Recherche getragen; sie bleibt in ihrer Kritik an Fakten, Dokumenten und Inhalten orientiert und ist dadurch weitaus überzeugender als der benannte moderne Trend des sensations- und marktorientierten "Enthüllungsjournalismus" in den Medien.

Keßlers intellektuell anspruchsvolle Publikationen, in denen wissenschaftliche Solidität und kreative Gedanken mit gut lesbarem Stil einhergehen, regen unbedingt zur weiteren Diskussion der vorgestellten Problematik an. Künftige Debatten* über linke bzw. realsozialistische Positionen zu Zionismus und Antisemitismus werden um diese profunden Studien eines ostdeutschen Wissenschaftlers, der kritisch und sachkundig mit Geschichte umzugehen weiss, keinen Bogen machen können.

Angelika Timm

* Das Buch von Angelika Timm über das Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel wird im Frühjahr 1997 bei Bouvier, Bonn, erscheinen.

„... in Basel habe ich den Judenstaat gegründet.“ (Th.Herzl) 100 Jahre nach dem 1. Zionistenkongress (1897)

Dass der Zionismus als politische und soziale Bewegung nach wie vor umstritten ist, belegen nicht nur die seit einiger Zeit in Israel geführten HistorikerInnen- und Revisionisten-Debatten, sondern auch erste Reaktionen auf die 1997 im August zu erwartenden Feierlichkeiten zum Jubiläum des 1. Zionistenkongresses, der vom 29. bis 31. August 1897 in Basel stattfand. Kritische Bemerkungen (BaZ, 29.7.96) unterstellten, dass es dabei um eine „Jubelfeier“ gehe, bei der „einseitig“ die zionistische Seite zu Wort komme. Leserbrief-Reaktionen darauf gingen bis zu dem Vorwurf, hinter den antizionistischen Äusserungen verberge sich letztlich Antisemitismus.

Am Historischen Seminar der Universität Basel läuft seit etwa drei Jahren ein von mir betreutes Projekt, das auf die Vorbereitung einer Ausstellung und einer begleitenden Publikation zum Jubiläum abzielt. Beide Aktivitäten haben sich in das Gesamtprogramm „Herzl-Jubiläum“ eingeordnet, das unter dem Patronat des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt von einem Organisationskomitee koordiniert wird. Die inhaltliche Arbeit bleibt in autonomer Verantwortlichkeit.

Das wissenschaftliche Projekt, hervorgegangen aus Lehrveranstaltungen, wird getragen von einem Team aus Studierenden sowie qualifizierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern; hinzu

kommt ein Kreis von Auswärtigen, vor allem aus Israel, Deutschland, Polen und Russland. *Ausstellung und Publikation* stehen unter dem Titel: „... in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Der Erste Zionistenkongress von 1897 – Voraussetzungen, Bedeutung, Aktualität“. In intensiver Arbeit sollte von allen Interessierten versucht werden, wegzukommen von klischeehaften Pro- und Contra-Urteilen und Materialien für eine differenzierte, vertiefte Beschäftigung mit dem Thema bereitzustellen.

In der Ende Frühjahr 1997 erscheinenden Publikation, die sich an der Gliederung der Ausstellung orientiert, werden in rund 80 Artikeln zahlreiche Aspekte aus der Geschichte des Zionismus thematisiert. Nach einer Einführung, die das Verhältnis von Judentum und Zionismus sowie dessen Besonderheiten als Nationalbewegung in den Mittelpunkt stellt, geht es zunächst um die Voraussetzungen und Ursachen des Zionismus. Es wird gezeigt, wie sich das Verständnis der Zionsidee und des Messianismus sowie der Charakter der Judenstaatsprojekte wandelten und welche Bedingungen im Palästina des 19. Jahrhunderts herrschten.

Dabei kommt auch der Einfluss „christlicher Zionisten“ zur Sprache. Abweichend von der gängigen Meinung, die im modernen Zionismus hauptsächlich eine nationalistische Antwort auf den sich verstärkenden Antisemitismus sieht, betrachten wir diesen lediglich als einen Faktor, der die Organisierung jener Bewegung beschleunigte. Er ist nicht zu lösen von einer umfassenden Sicht auf die „materielle“ und „geistige Judennot“ im 19. Jahrhundert: Vor dem Hintergrund einer drastischen Verarmung weiter Teile der jüdischen Bevölkerung in Osteuropa, aber auch eines heftigen sozial-

ökonomischen „Verdrängungswettbewerbs“, des Scheiterns von Emanzipationsbemühungen oder doch zumindest der Hoffnung, mit der Emanzipation werde die Judenfeindschaft verschwinden, gerieten zahlreiche Juden in eine tiefe Krise ihres Selbstverständnisses. Lösungswege wurden gesucht in einer verstärkten Assimilation – bis hin zum „Selbsthass“ -, in einer Rückbesinnung auf die religiöse Orthodoxie in verschiedenen Formen, in der Wendung zum internationalistischen Sozialismus oder eben zur nationalen Bewegung, bei der der Zionismus ebenfalls nur eine von mehreren Varianten war. Von Anfang an spielten unterschiedliche Erfahrungen, Sichtweisen und Wahrnehmungen von Ost- und Westjuden eine wichtige Rolle, denen deshalb immer wieder grosse Aufmerksamkeit gewidmet wird: im Bild voneinander, in der Einschätzung der Kolonisationsarbeit in Palästina, in der Fixierung auf Erez Israel, in der Bedeutung, die der nationalen Tätigkeit in dem Land, in dem man lebte, oder auf der anderen Seite einer eigenen Staatsbildung zugemessen wurde.

Im Mittelpunkt des Bandes stehen dann die Gründe für die Entscheidung, den 1. Zionistenkongress in Basel zu veranstalten, Organisation, Verlauf und Ergebnis des Kongresses. In biographischen Abrissen werden verschiedene Persönlichkeiten vorgestellt, die auch wieder etwas von dem breiten Spektrum im Zionismus sichtbar machen sollen. Wir fragen nach den damaligen Verhältnissen in Basel: dem Zustand der Israelitischen Gemeinde, philo- und antisemitischen Tendenzen, nach der Rolle der hiesigen „christlichen Zionisten“, der Bedeutung der Zuwanderung von Ostjuden und deren Wahrnehmung. Betrachtet werden überdies die Anfänge des Zionismus in der Schweiz, aber

auch im Elsass und in Südbaden, wobei der Rezeption im Landjudentum – ein bisher kaum beachtetes Kapitel – ein besonderer Stellenwert zukommt.

In einem weiteren Teil, der einen Überblick über die Folgen des 1. Kongresses bis zur Staatsgründung Israels gibt, wird über die späteren Zionistenkongresse sowie über die sich ausbildenden Strömungen informiert: Kulturzionismus, Politischer, Praktischer und Synthetischer Zionismus, Territorialismus, sozialistischer Zionismus, Zionismus-Revisionismus. Die diplomatischen Aktivitäten und die völkerrechtliche Problematik der Bemühungen zur Staatsbildung werden ebenso dargestellt wie die innerjüdische Opposition gegen den Zionismus und das Verhältnis zur arabisch-palästinensischen Bevölkerung. Dabei kommen sowohl eine zionistische wie auch eine palästinensische Sichtweise zu Wort. Darüber hinaus greifen wir besondere Aspekte auf, deren Erinnerung uns wichtig erscheint: die Rolle von Frauen im Zionismus, die Jugendbewegungen, die Debatte um eine Renaissance jüdischer (National-) Kultur, die Konstruktion des Bildes vom „Muskeljuden“ gegen den „weibischen Juden“, den Einfluss der Shoa.

Abschliessend fragen wir nach der Aktualität des Zionismus. Aus verschiedenen Blickwinkeln wird das Verhält-

nis von Zionismus, Antizionismus und Antisemitismus angesprochen. Zionistische Mythenbildung und die Veränderbarkeit des zionistischen Geschichtsbildes sind ebenso ein Thema wie die derzeitige Suche nach einer Neuorientierung des Zionismus oder einer „Normalisierung“ des israelischen Staates. Es ist zu hoffen, dass mit dem Band – und der Ausstellung – ein Beitrag zur eigenen Urteilsbildung über eine der bedeutendsten Bewegungen unseres Jahrhunderts geleistet werden kann. Diese steht gewiss unter politischem Druck der aktuellen Situation in Israel und im Nahen Osten; die zionistische Bewegung und ihre verschiedenartigen Ausprägungen sollte aber nicht losgelöst von den jeweiligen historischen Bedingungen gesehen werden, nicht statisch und homogen, sondern vielfältig und differenziert, nicht pauschal und diffamierend, sondern kritisch.

Der Band wird mit zahlreichen Abbildungen im Karger Verlag Basel gleichzeitig mit der Ausstellungseröffnung am 26. Juni 1997 erscheinen und etwa 40,- SFr. kosten. Er kann vorbestellt werden über das Historische Seminar der Universität Basel – Stichwort: Zionismus-Projekt -, Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel.

Heiko Haumann

Alternativen zu Zionismus und Nationalismus

Die Organisatoren des Basler Jubiläums haben die Tagebucheintragung von Theodor Herzl, „...in Basel habe ich den Judenstaat gegründet“, zum zentralen Motto ihrer Veranstaltungen gemacht. Die Zionistische Bewegung hat aus der Einschätzung heraus, der Antisemitismus sei ein nicht überwindbares Phänomen, den Schluss gezogen, dass die

Gründung eines eigenen jüdischen Staates die einzige Alternative zum Antisemitismus ist. Theodor Herzl und die zionistische Bewegung, die auf eine völkisch-nationalistische Verfolgung reagiert haben, griffen in ihrer Antwort dabei selbst auf Nationalismus und Kolonialismus zurück. Herzl und die Führung der Zionistischen Bewegung konn-

ten sich aus taktischen Gründen keine Staatsgründung ohne die Allianz mit den Kolonialmächten vorstellen. Der Staat Israel stützt sich bis heute darauf.

Die Geschichte der antizionistischen Kräfte ist so alt wie die Zionistische Bewegung selbst. Vor allem die jüdische Opposition, wie sie der „Bund“ und andere linke jüdische Organisationen zu Beginn dieses Jahrhunderts formuliert haben, hat nichts an ihrer Aktualität verloren. Uri Avnery, der bekannte israelische Friedensaktivist, meinte an einer Veranstaltung in Basel, dass ihn die Terroraktionen von Haganah vor der Staatsgründung und die Vertreibungen der PalästinenserInnen an die Politik der nationalistischen Regimes im ehemaligen Jugoslawien erinnern. Die Diskussion über die Zionistische Bewegung muss deshalb auch die Frage einschliessen, inwiefern der Nationalismus weiterhin eine Antwort auf Unterdrückung und Vertreibung sein kann.

„Frieden - jetzt“ – eine Aufforderung zur Diskussion!

Voraussetzung für einen dauerhaften Frieden in Palästina bedeutet, dass endlich Mythen und Tabus, die die Zionistische Bewegung und Israel umgeben, hinterfragt werden. Voraussetzung für eine unbelastete Auseinandersetzung mit dem Thema heisst auch, dass der Antisemitismus auch hier bei uns bekämpft wird und das Recht aller Minderheiten auf Gleichberechtigung und der Schutz ihrer Kultur, Sprache und Religion verwirklicht werden.

Einige Schweizer Organisationen (SoAL/Basel, Schweiz. Friedensbewegung, Gesellschaft Schweiz-Palästina, AUPJP/Genf u.a.m.) sowie Einzelper-

sonen sind dabei, einen Zyklus von Veranstaltungen, Seminaren und Tagungen zu planen. Genauere Informationen sind zu erhalten bei: Urs Diethelm, SoAL, Postfach 143, CH-4013 Basel, Tel. 061 - 692 69 53/ Fax 061 382 52 60.

Urs Diethelm

Literaturhinweise

- Arendt, Hannah, 1989/1946: „Der Judenstaat“ - Fünfzig Jahre danach oder: Wohin hat die Politik Herzls geführt ? In: Die Krise des Zionismus. Essays & Kommentare 2. Berlin.
- Arendt, Hannah, 1991: Israel, Palästina und der Antisemitismus. Berlin.
- Bahamas, Nr. 20, 1996: Elemente des Antisemitismus. Berlin.
- cfd-Blatt, Nr. 409, 1996: Welcher Dialog ? Standpunkte v. AktivistInnen in der Schweiz, in Israel u. Palästina. Bern.
- Flores, Alexander, 1989: Aufstand der Palästinenser. Berlin.
- FRAZ, Nr. 2, 1995: Antisemitismus. Mit Beiträgen v. E.Burgauer, T. Hetzer, D.Wilhelm et al. Zürich.
- Gresh, A./Vidal, D., 1996: Les loo Portes du Proche-Orient. Paris.
- Hentges, Gudrun/ Kempfert, Guy/ Kühnl, Reinhard (Hg.), 1995: Antisemitismus. Geschichte, Interessenstruktur, Aktualität. Heilbronn.
- Kulturmagazin, Nr. 99/100, 1993: Antisemitismus. Basel.
- Massing, Paul W., 1959 : Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Frankfurt/M.
- Ortlieb, Sylvia, 1996: Palästinensische Identität und Ethnizität. Karlsruhe.
- Poliakov, Leon, 1992: Vom Antizionismus zum Antisemitismus. Mit Beiträgen v. D.Claussen u. Th.Haury. Freiburg.
- Senfft, Alexandra, 1996: „Frieden füttert keine Kinder.“ Zur Situation palästinensischer Arbeiter im Gazastreifen. In: Zeitschrift ,1999‘, Heft 1, Hamburg.
- Taut, Jakob, 1986: Judenfrage und Zionismus. Frankfurt/Karlsruhe.

Frank Deppe, Georg Fülberth, Rainer Rilling (Hg.): Antifaschismus. Distel Hefte 31, Heilbronn, 1996 (619 S., DM 42,00)

In den 70er und Anfang der 80er Jahre war „Antifaschismus“ ein Begriff, der in der Auseinandersetzung mit den unheilvollen politischen Kontinuitäten der NS-Zeit in der Bundesrepublik Deutschland einen wichtigen Stellenwert erlangte. Antifaschismus war – bei allen Differenzen in der Faschismus-Analyse – eine sehr bündnisfähige Strategie, sie erwies sich, wie die vielfältigen Diskussionen, Konferenzen und Aktionen zeigten, nicht nur resistent gegen Versuche der Geschichtsrevision, wie im „Historiker-Streit“ von 1985/86, sondern auch gegen historische Verdrängung antifaschistischer Bewahrung der Erinnerung an NS-Verbrechen. Es ging – und es wird fortan weiterhin gehen – um Widerstand.

Ralph Giordanos Kritik des „verordneten Antifaschismus“ in der DDR (aber auch für ihn war es ein Antifaschismus!) beispielsweise wurde nur allzu begierig aufgenommen, um mit der DDR auch den „Antifaschismus“ zu „entsorgen“. So warf etwa Wolfgang Kowalsky in seinem bei Ullstein erschienenen Band „Rechtsaußen ... und die verfehlten Strategien der deutschen Linken“ diesen wegen ihrer Antifaschismus-Position ein Versagen gegenüber rassistischer Gewalt vor und machte sie mitverantwortlich für das Anwachsen des Neonazismus im neuen Deutschland. Daß er sich dabei im Dunstkreise der neuen akademischen Geschichtsrevisionisten um Rainer Zitelmann bewegte, macht seine Kritik nicht gerade glaubwürdiger (vgl. W. Elfferding, Widerspruch 24/1992). Antonia Grunenberg („Antifaschismus

– ein deutscher Mythos“) dagegen habe, so *Frank Deppe* in einer ausführlichen Kritik ihres Buches „den ‘Antifaschismus’ – bzw. dessen ‘Mythos’ – als kommunistische Ideologie disqualifiziert. Mit dieser falschen Prämisse konstruiert sie das Gerüst ihrer Abrechnung, die allerdings – ohne jede Originalität – nur die plumpen Argumente des totalitarismustheoretischen Antikommunismus der 50er Jahre (rot = braun) wieder aufleben läßt“ (S. 397).

Diese Stossrichtung in der Denunziation des Antifaschismus hat durchaus praktisch-politische Hintergründe. Schon 1990 formulierte der bundesdeutsche Verfassungsschutz auf einer Fachtagung mit dem Anti-Antifa-Experten Prof. H.-H. Knütter (Bonn), daß Antifaschismus die letzte Bastion der Linken sei, gegen die konsequent vorgegangen werden müsse. Wo die ideologische Auseinandersetzung dazu nicht reicht, wurden auch mal verlagspolitische Entscheidungen getroffen. Der international angesehene Faschismusforscher Reinhard Kühnl mußte schon Ende der 80er Jahre erfahren, daß der Rowohlt-Verlag nach der Übernahme durch die Holtzbrinck-Gruppe sämtliche Titel Kühnls aus dem Taschenbuchprogramm nahm, obwohl teilweise mehrere 100.000 Exemplare davon verkauft worden waren. Reinhard Kühnls Arbeiten sind weiterhin lieferbar, nun jedoch im kleinen Heilbronner Distel-Verlag, der letzten Herbst Kühnls neueste Studie: „Deutschland seit der französischen Revolution. Untersuchungen zum deutschen Sonderweg“ verlegte.

Der 60. Geburtstag des Marburger Politikwissenschaftlers Kühnl war für fünfzig Autoren Anlaß, unter dem Titel „Antifaschismus“ auf über 600 Seiten Beiträge zum historischen Faschismus und zum aktuellen Antifaschismus vor-

zulegen. Diese Festschrift versammelte Historiker, Politologen und andere Wissenschaftler, die sich mit dem ideologischen Hegemonieanspruch der Rechts-Konservativen nicht abfinden. Die bekannten Historiker *Walter Grab* (Tel Aviv) und *Dieter Fricke* (Jena) sowie der Rechtssoziologe *Martin Bennhold* (Osnabrück) setzen sich mit Nationalismus und völkischer Tradition vor und nach dem Ersten Weltkrieg auseinander. Wie auch die Beiträge von *Mansfred Grieger* (Bochum) und *Gerd Meyer* (Marburg) zu den Kriegszielen des deutschen Imperialismus und den ökonomischen Bedingungen der Aufrüstungspolitik wird hier in die deutsche „Kontinuitäts“-Debatte eingegriffen.

Daß der historische Antifaschismus sehr viel mit dem politischen Handeln von Menschen zu tun hat, verdeutlichen die Erinnerungen von *Walter Berthold* (Leipzig) an die Jahre 1933-1945 und des Buchenwald-Häftlings *Emil Carlebach* (Frankfurt). *Karl-Heinz Jahnke* (Rostock), *Wolfgang Kirchhoff* (Marburg) und *Georg Fülberth* (Marburg) ergänzen diese Berichte durch Detailstudien zum Thema „Widerstand und Verfolgung“. Über die Fragen des historischen Faschismus hinaus geht es in der Tat um die Probleme der gegenwärtigen antifaschistischen Strategien. Denn – so die Herausgeber – wenn „Antifaschismus nicht nur Geschichte (ist), sondern auch aktuelle Politik, dann muß er Gegenstand theoretischer und praktischer Anstrengungen bleiben und sich gegenwärtigen Herausforderungen auf die nicht allein mit dem Verweis auf Erfahrungen geantwortet werden kann, stellen“ (S. 12).

Wolfgang Fritz Haug (Berlin), der schon Ende der 60er Jahre die Diskussion mit seinen Überlegungen zum „hilflosen Antifaschismus“ angeregt

hatte, fragt, ob „nach dem ‘verordneten’ Antifaschismus – verordnete Unbedarftheit“ angesagt sei. Er warnt vor einem „bloßen Demokratismus, wenn er nur sein totalitäres Anderes und als dessen vermeintlichen Ausfluß Faschismustheorien sieht.“ Für ihn ist „nur diejenige Faschismustheorie... brauchbar, die Aufschluß über... Kraftquellen gibt. Mit einer funktionalisierten oder entlarvenden Faschismustheorie ist dies nicht zu leisten.“ (S.321)

Ute Osterkamp (Berlin), *Karl-Heinz Roth* (Hamburg) und *Frank Deppe* (Marburg) beschäftigen sich deshalb auch mit der ideologiewirksamen Wiederbelebung der Totalitarismustheorie, die u.a. von der Bundeszentrale für politische Bildung propagiert und gefördert wird (vgl. E. Jesse, Hg. Totalitarismus im 20. Jahrhundert. 1996)

Christoph Butterwegge (Potsdam) sieht deutliche Defizite in der Handlungsorientierung antifaschistischer Gruppen gegenüber dem modernen Rechtsextremismus. Dieser Antifaschismus begreife nicht die Problemlage der Jugendlichen, der Subjekte des heutigen Rechtsextremismus. Und so ist es folgerichtig, daß *Georg Auernheimer* (Marburg), *Johannes Klotz* (Bremervörde) und *Karl-Heinz Braun* (Magdeburg) über den Stellenwert des Antifaschismus in Pädagogik und politischer Bildung in Anschluß an Adornos „Erziehung nach Auschwitz“ nachdenken.

Es ist unmöglich, auf das ganze Spektrum der behandelten Themen einzugehen. Der vorliegende Band ist – schreiben die Herausgeber – „nicht nur ein Dank für einen antifaschistischen Wissenschaftler, sondern eine Summe antifaschistischer Argumentationen gegen den Zeitgeist politischer Beliebigkeit“. Geschichtsbewußtsein und historische Kenntnisse müssen erarbei-

tet werden, um dem ideologischen Vormarsch der Rechten, rassistischem und völkischem Denken, allen Versuchen, Kriegspolitik und Völkermord des deutschen Faschismus zu relativieren, entgegenzutreten.

Ulrich Schneider

Literatur

Das Argument, Nr. 200, 1993: Brauchen wir einen neuen Antifaschismus? Mit Beiträgen v. Z. Baumann, P. Bourdieu,

W.F. Haug, K. Holzkamp, O. Negt u.a.m. Hamburg/Berlin.

Butterwegge, Christoph, 1996: Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt. Erklärungsmodelle in der Diskussion. Darmstadt.

Elfferding, Wieland, 1992: Das Unheimliche in der gegenwärtigen Kritik am linken Antifaschismus. Widerspruch H. 24, Zürich.

Haug, Wolfgang F., 1993: Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt. Neuaufl., Hamburg/Berlin.

Romanistik und Germanistik in der Zeit des Nationalsozialismus

Die Diskussionen über das Nazi-Gold berühren, in verschobener Form, Fragen des Verhältnisses zur Vergangenheit, zur Zeit der Naziherrschaft, der Verstrickung in diese Vergangenheit, ja ihrer aktiven Mitgestaltung. Davon ist jedoch nicht nur die Finanzwelt betroffen, sondern auch andere gesellschaftliche und kulturelle Bereiche. Inwiefern es dem Nationalsozialismus damals gelungen war, im normalen Alltag präsent zu sein, wie er es schaffte, im normalen Betrieb präsent zu sein, vermag eine Studie von *Peter Jehle* über *Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat* überzeugend darzulegen.

Jehle ist es nicht um die NS-Romanistik zu tun, sondern um die Romanistik *im* NS-Staat. Wenn er die Entwicklung von Werner Krauss, dem späteren Widerstandskämpfer und Romanisten in der DDR und seiner Fachkollegen von den zwanziger Jahren bis in die unmittelbare Nachkriegszeit verfolgt, geht es ihm nicht darum, eine Geschichte von Heroen und schwarzen Schafen zu schreiben, sondern konkret den *normalen Betrieb* der Romanistik und seine *Produktionsweise* zu untersuchen. Jehle stellt bei den Romanisten eine Art doppelte Buchführung fest; Beispiele

solcher doppelten Buchführung findet sich etwa auch im Verhalten Schweizer Germanisten jener Zeit, sei das nun bei Vortragsreisen ins Nazi-Deutschland oder bei den Überlegungen zur Verleihung eines Literaturpreises an einen Deutschen, wie *Julian Schütt* in seiner Studie *„Germanistik und Politik“* zeigt (S. 73ff. u. 96f.).

In den Worten von Werner Krauss erfolgte eine „grundsätzliche Ablehnung“ der „politischen Ansprüche der Nazis (...) stets nur auf dem jeweiligen fachlichen Sondergebiet, und nicht dadurch, dass man das politische System selbst als eine untragbare Grundlage für alles geistige Leben brandmarkte“ (Jehle, S. 8). Das Fach erscheint dem Fachgelehrten, trotz aller Gleichschaltung, als geschützter Raum und die ins „Dritte Reich“ pilgernden Schweizer Germanisten werden immer wieder betont, dass sie in Deutschland mit einem „würdigen Kulturleben in Kontakt kamen“ (Schütt, S. 75).

Jehle hingegen fasst das Fach als zugleich von aussen konstituiert wie als geschützten Raum relativer Autonomie mit seinen Verkehrsformen und Arbeitsweisen auf, wobei nie feststehe, „was das Fach genau ist“ (Jehle, S. 9). Mit

dieser methodischen Vorentscheidung wird der Versuch unterlaufen, Nazistisches in der Romanistik als einen Einbruch von aussen abzutun, demgegenüber sich das Fach mehr oder weniger reingehalten habe. Dies ist ja die Form, in der die Übergang zum Alltag nach 1945 erfolgte und die es auch einer Schweizer Germanistik erlaubte, nach dem Krieg eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit zu umgehen (Schütt, S. 206ff.). Es ist überdies die gleiche Form, in der, wie Jehle zeigt, auch eine gesellschaftsorientierte Literaturwissenschaft als fachfremd abgelehnt werden kann. Worauf es Jehle ankommt, ist zu zeigen, „wie die durch Fachkompetenz autorisierte Position öffentlichen Sich-Äusserns genutzt wird“ (S. 9), und nicht, wo und in welcher Form eine faschistische Essenz oder faschistische Gedankenkeime zum Vorschein kommen.

So hingegen verfährt Schütt, wenn er, entgegen seinen methodischen Vorbildern, immer wieder nach nazistischem Gedankengut forscht und so Ideologiekritik eigentlich als kritische Geistesgeschichte betreibt. „Verstanden wird“, so Jehle, „immer in den Horizonten der Gegenwart“, und daher braucht es nicht das nazistische Thema oder den berühmten Rassendiskurs, denn „auch eine Vorlesung über italienische Lyrik oder französische Klassik“ ist „stets ein Sich-in-Beziehung-Setzen zum Hier und Jetzt, kurz: ein Parteiergreifen.“ (ebd.)

Wie Jehle arbeitet, lässt sich hier an einem Beispiel etwas näher ausführen. Das Verhältnis zu Frankreich liefert der deutschen Romanistik unerschöpflichen Zündstoff. In den zwanziger Jahren beeinflussen die Folgen des verlorenen Krieges und die Stresemannsche Verständigungspolitik mit Frankreich die Diskussion. Der junge Werner Krauss spaltet in seinem Habilvortrag

von 1932 in Marburg von der „Verständigung“ den Begriff des Verständnisses ab. So legt er, was im französischen *entendement* koexistiert, in die Pole pragmatische Politik und zweckfreie Wissenschaft auseinander. Es ist der sprachliche Niederschlag eines anderen „Verhältnisses von Intellektuellen und ‚Nation-Volk‘ im Sinne Gramscis“ (Jehle, S. 39). Auf diese kategorische Zurückweisung der ‚Forderungen des Alltags‘ trifft man bei den Romanisten unabhängig davon, ob sie praktisch eher für Verständigung oder Konfrontation mit Frankreich eintreten.

Die Weigerung, sich auf die Forderungen des Alltags einzulassen, lässt sich auch als eine Kampfansage an das beherrschende Paradigma der konfrontativen Kulturkunde verstehen und hätte wirksame Impulse für eine friedliche Koexistenz geben können. Es geht hier um das, was Jehle in Zusammenhang mit Croces Kunstkritik *sekundäre Politisierung* nennt: „Jedes Festhalten an der relativen Autonomie einer ideologischen Macht“ wird durch den Zugriff von aussen (Jehle spielt hier auf die staatliche Zentralisierung der Kunstkritik an) „sekundär politisiert“ (S. 90). Dadurch bekomme die „ästhetisch eingestellte Interpretation (...) einen widerständigen Sinn - nach 1945 gerne als ‚Widerstand‘ vereindeutigt.“ (ebd.)

Die Machteinsetzung der Nazis verhinderte jegliche Entwicklung, die zu einer friedlichen Koexistenz hätte führen können und gibt nun der Trennung von Verstehen und Verständigung wieder einen neuen Sinn: sie sichert eine restringierte Handlungsfähigkeit gegen eine Politisierung von Lehre und Forschung, die tatsächlich Entpolitisierung ist, „Entpolitisierung im präzisen Sinn der Zurücknahme bisheriger politischer Kompetenzen“ (Haug 1980, S. 78). Allerdings erzeuge dieser Rückzug auf

den im Fach herrschenden Kanon von Überzeugungen „auf der Seite der in dieser Struktur Tätigen eine Alltagsphilosophie, die Gemeinsamkeiten gegen ein ‚Aussen‘ stiftet, aber auch spontan konservativ ist“ (Jehle, S. 113). Jehle zitiert aus einem Bericht von Krauss aus dem Jahr 1945, dass seine Marburger Kollegen sich eine Opposition gegen den Nationalsozialismus nur von rechts her hätten vorstellen können, „da das Problem der Integration der Massen durch den Nationalsozialismus gelöst sei“ (Jehle, ebd.).

Diese Haltung der Romanisten führt dann zur Verwechslung von Kritik an der ästhetischen Literaturbetrachtung mit nazistischem Zeitgeist, von politischer Praxis mit der herrschenden politischen Praxis, ja von politischer Haltung mit staatsstreuer Gesinnung. So geriet jede Position, die gegen eine rein ästhetische Literaturbetrachtung Front machte, in den Verdacht der Nähe zu völkischer Literaturwissenschaft, was ein Licht auf die Wirksamkeit der Besetzung des Politischen durch die Nazis wirft; umgekehrt aber ging unter, dass auch die ästhetische Frage „rassistisch artikulierbar“ (Jehle, S. 115) war, und dies schon vor der Machteinsetzung der Nazis. Jehle zeigt das am Beispiel der Croce-Rezeption in Deutschland. Dessen radikale Unterscheidung zwischen Ästhetischem und Ausserästhetischem, Dichtung und Nicht-Dichtung arbeitet in Deutschland der Unterscheidung zwischen Dichtung und Literatur zu, die dort „einem kulturellen Nationalismus Resonanz gibt“ (Jehle, S. 87), für den Thomas Manns antithetische Formulierungen in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* der prägnanteste Ausdruck sind. Schütt zeigt es am Germanisten Fritz Strich, dessen antiintellektualistisches Dichtungskonzept antidemokratisch und völkisch artikulierbar ist (S. 39f.).

Nach der Besetzung Frankreichs gewinnt Verständigung wieder einen neuen Sinn: es geht um den „inneren Sieg“ (Jehle, S. 152), und sein Repräsentant ist der gebildete Offizier à la Ernst Jünger, der die Kriegsschauplätze mit Ehrfurcht betritt, wenn es sich etwa um das Schloss von La Rochefoucauld handelt. In dieser Situation kommt es zum „Kriegseinsatz der deutschen Romanistik“, von einigen wie etwa Krauss in der Absicht mitgemacht, sich aus der „merde“ (das heisst dem wirklichen Kriegseinsatz) zu ziehen. Die Aktion leugnet, im Unterschied etwa zur deutschen Haltung gegenüber osteuropäischen Ländern, keineswegs die kulturelle Hegemonie Frankreichs. Was auch schwergefallen wäre in einem Land, in dem der verehrte Preussenkönig selbst in französischer Sprache über die Mängel der deutschen Literatur geschrieben hat. Sie wird vielmehr reartikuliert, indem man die Leistungen der französischen Klassik als Höchstleistung einer untergehenden Kultur begreift, als eine „geordnete Architektur“, der „die gesicherte Ordnung ... der staatlichen Einrichtungen“ (Neubert, nach Jehle, S. 160) entsprach, eine „Art Mobilisierung von Subjektionsbereitschaft als solcher“ (Jehle, S. 158), die aber „nicht imstande war, das ganze Volk zu umfassen“ (Neubert, nach Jehle, ebd.). Die antifranzösische Frontstellung der bürgerlichen Emanzipationsbewegung wird, sobald ihr der herrschaftskritische Sinn ausgetrieben ist, reartikulierbar als Ausdruck der völkischen Eigenart.

Auch der Basler Romanist Merian-Genast arbeitet daran, die zugleich verwandte und gegensätzliche Art der nationalen Dichterheroen Corneille und Schiller, Racine und Goethe herauszuarbeiten (Jehle, S. 157). Dabei wird in der französischen Literatur genau jene Linie diskreditiert, die zu 1789 führt

und „deren Träger die zum Volk/peuple vereinigten Citoyens sind“, „um das Volk als ‚völkisch‘ und ‚rassisch‘ festgelegtes, damit als ‚Masse‘ für wechselnde Szenerien verwendbares, weil von seiner politischen Funktion der Bestimmung der *volonté générale* entfremdetes, zu reorganisieren.“ (Jehle, S. 158). Damit tat die Romanistik für die ‚Gebildeten‘ das, was die Propaganda in gröberer Form für die ‚Einfachen‘ leistete, „die Desuniversalisierung der französischen Kultur, die Streichung des Jahres 1789 aus der Geschichte“, die Goebbels schon am 1. April 1933 gefordert hatte. Dabei unternahm die Romanistik nichts, „was man nicht schon gestern getan hätte“ (S. 165) und der Romanist Neubert war nach dem Krieg „davon überzeugt, dass ‚eine von jeder Propaganda freie, strikt sachliche Wissenschaftsleistung‘ erbracht wurde“ (S. 166).

Es ist gerade nicht die „völkische Literatur‘ der Stämme und Landschaften à la Nadler“, die gegenüber Frankreich als hegemoniale Strategie dient, sondern ein Klassizismus als Ordnungsfaktor, „mit der man den ‚völkischen‘ Staat spätestens seit 1936 zu verkleiden begann“ (Jehle, S. 159). Den französischen Intellektuellen brachte man nicht Anacker, Ewert oder Johst, sondern Schiller und Goethe. Damit vermochte man eher eine „hegemoniale Versöhnung“ mit Frankreich zu betreiben, indem man den französischen Partner „genau auf der Linie seiner Eigeninteressen zu mobilisieren“ (ebd.) vermochte: André Gide, vor dem Neubert noch 1938 als einem Vertreter raffinierten Ausdruckskunst ohne ethische Kraft gewarnt hat, bezeichnet die französische Klassik als „ein künstlerisches aber auch moralisches Prinzip der Ordnung“ (S. 160) und die deutsche Romanistik konnte sich dem anschließen, weil sich in der Klassik „ein Sieg der ‚raison‘ (...)

über die zügellose Phantasie und Gesetzlosigkeit“ (S. 161) artikuliere. Damit war ein Bild gefunden für die Ewigkeit sozialer Herrschaft, übersetzt in eine Sprache, die immer stimmt, „weil sie alle wirklichen Verhältnisse zum Verschwinden bringt.“ (ebd.) „In der Hauptsache, nämlich der Abschaffung der Ideen von 1789, war man sich einig.“ (S. 159)

Dies wirft auch ein neues Licht auf die Schweizer Germanistik der Zeit, in der man nicht nur die völkische Gesinnung derjenigen herausstreichen sollte, die in der ersten Hälfte der dreissiger Jahre die NS-Bewegung begrüsst hatten als das Erwachen einer neuen Kraft gegen Weimar, das Parteiengezeter und den Bolschewismus (vgl. Schütt, S. 42, zu Robert Strich, Emil Faesi und dem Literarischen Club, 61ff. zu Emil Stai-ger), sondern auch jene Redefinition der Schweizer Demokratie, die sich gegen die ‚Gleichmacherei der Werte‘ wandte und eine neue Vereinigung von Demokratie und Aristokratie forderte. Das war nicht nur „Wasser auf die Mühlen einer Landesregierung, die immer autoritärer politisierte“ (Schütt, S. 106), sondern war, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, eine ideologische Struktur, die auch Kollaboration ermöglichte.

Nach 1945, Jehle weist verschiedentlich darauf hin, lässt sich Geist, Bildung, Autonomie des Ästhetischen gleichzeitig gegen nazistische Vereinnahmung wie gegen gesellschaftskritische Literaturwissenschaft in Stellung bringen: „Im Namen des Ästhetischen“ wird „alles Geschichtliche verworfen, indem man es - wie die ‚Politik‘ - am Erscheinungsbild der nazistischen Verweltanschaulichung von Kunst und Literatur ablas.“ (Jehle, S. 199). Es ist die hohe Zeit der werkimmanenten Interpretation, deren Differenz zur Weltanschauungswissenschaft der Geistesge-

schichte das Gemeinsame verstellt: „das Desinteresse an der Geschichtlichkeit der Literatur und ihres damit verbundenen herrschaftskritischen Auftrags.“ (ebd.)

Die Kritik dazu findet sich skizziert in Krauss' berühmten Aufsatz *Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag*. Interessant dabei ist nun, wie Jehle zeigt, dass die Ansätze dazu keineswegs in der Rezeption eines orthodoxen Marxismus liegen, sondern in der Weiterführung der Auseinandersetzung mit den Arbeiten Erich Auerbachs über das französische Publikum im 17. Jahrhundert. In Auerbach findet er den Weg, die Einseitigkeiten von Erforschung der Umwelteinflüsse im literarischen Positivismus und der geistesgeschichtlichen Reduktion der Werke auf einen homogenen Geist zu überwinden. Nicht das Auftauchen manifest marxistischer Begriffe interessiert Jehle bei Krauss, sondern die Frage, „wie die materialistische Geschichtsauffassung operativ vorkommt“, etwa in der Frage nach der „Widerständigkeit des Jansenismus und der Unbeugsamkeit seiner Anhänger“ (Jehle, S. 74/75).

„Krauss“, resümiert Jehle, „beweist hier eine erstaunliche Aufmerksamkeit für die Leistungsfähigkeit ideologischer Formen, die nicht auf Ideelles -wie in der DDR-Philosophie üblich (vgl. PIT 179, Kap. 5) - reduziert, sondern als Formen des Ausfechtens der Klassen-gegensätze, als Formen der Bildung von Handlungsfähigkeit gefasst werden.“ (Jehle, S. 76)

Eine interessante Fussnote der Geschichte ist, dass Walter Benjamin schon in den dreissiger Jahren die Krise der Literaturgeschichte am Beispiel von Emil Ermatingers Sammelband, jenem „Sumpf“, in dem die „Hydra der Schulästhetik mit ihren sieben Köpfen: Schöpfung, Einfühlung, Zeitentbundenheit, Nachschöpfung, Miterleben,

Illusion und Kunstgenuss zu Hause“ (GS III, S. 286, nach Jehle, S. 78) ist, als „Teilerscheinung einer sehr viel allgemeineren“ fasst: Indem sie die gesellschaftliche Funktion der Literaturgeschichte darauf reduziert, „gewissen Schichten die Illusion einer Teilnahme an den Kulturgütern der schönen Literatur zu geben (ebd., S. 288), „verfehlt sie eine Entwicklung, die, mit der täglich wachsenden Zahl der Schreibenden, das `technische Interesse gegenüber den Dingen des Schrifttums' gegenüber dem erbaulichen mehr und mehr in den Vordergrund treten lässt.“ (Jehle, S. 78). Benjamin sieht, „dass der Überbau selbst eine Basis hat und dass es darum gehen muss, diese materielle Struktur der Ideologie in ihrer Eigenlogik zu analysieren - ein Forschungsprogramm, das Gramsci etwa zur gleichen Zeit ausdrücklich formuliert hat“ (Jehle, S. 79), indem er in der Presse den dynamischsten Teil der materiellen Organisation der Ideologie erkennt.

In der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der NS-Zeit, gemeinhin „Vergangenheitsbewältigung“ genannt, geht es demnach nicht um Denunziation und Verteilen von Zensuren, sondern um die Untersuchung der Möglichkeit von Handlungsfähigkeit und um Ermächtigung von unten.

Ruedi Graf

Literatur

Jehle, Peter, 1996: Werner Krauss und die Romanistik im NS-Staat. Argument, Hamburg.

Schütt, Julian, 1996: Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus. Chronos, Zürich.

Haug, Wolfgang Fritz, 1980: Annäherung an die faschistische Modalität des Ideologischen. In: PIT, Faschismus und Ideologie. Argument, Berlin.

Haug, Wolfgang Fritz, 1993: Elemente einer Theorie des Ideologischen. Argument, Hamburg.

Gramsci lesen und den Neoliberalismus analysieren

So lautet die Einladung zur Gramsci-Tagung v. 18. - 20. April 1997 in Berlin, die das Institut für kritische Theorie anlässlich des 60. Todestages von Antonio Gramsci durchführt (Informationen und Anmeldung: Dr. Uwe Hirschfeld, Goethestr. 74, D-34119 Kassel, (0561-780478). Diskutiert werden die unterschiedlichen Themen der "Gefängnishefte" (u.a. die Geschichte der Intellektuellen, Parteientheorie). Neben dieser werkbezogenen Auseinandersetzung steht die Beschäftigung mit der Relevanz von Gramscis Notizen für die sozialwissenschaftliche Theoriebildung und für verschiedene gesellschaftliche Praxen (wie gewerkschaftliche Bil-

dungsarbeit u.a.m.). In diesem Kontext kann auf drei im Argument-Verlag erschienene Publikationen aufmerksam gemacht werden:

Gramsci, Antonio, 1996: Gefängnishefte. Band 7 d. krit. Gesamtausgabe, Hefte 12 bis 15, 380 S. Berlin/Hamburg.

Haug, Wolfgang F., 1996: Philosophieren mit Brecht und Gramsci. 168 S., Berlin/Hamburg.

Das Argument, Nr. 217, 1996: Neoliberalismus als Globalisierung. Mit Beiträgen v. Z.Baumann, H.J.Bieling, F.Deppe, F.Haug, W.F. Haug, J.Hirsch, A.Lipietz et al. Heft 5/6, 300 S., Berlin/ Hamburg.

Christoph Keller: Der Schädelvermesser. Otto Schlaginhaufen - Anthropologe und Rassenhygieniker. Eine biographische Reportage. Limmat Verlag Zürich 1995 (289 S., Fr. 38.-)

Christoph Keller hat sich an einen Geschichtsroman über den etwas skurrilen Zürcher „Schädelvermesser“, den Schweizer Anthropologen Prof. Otto Schlaginhaufen (1879-1973) gewagt. Er besticht sowohl durch einen streckenweise glänzenden literarischen Stil als auch durch einen sorgfältigen Umgang mit dessen verstreutem Nachlass und soliden historischen Recherchen zum wissenschaftsgeschichtlichen Umfeld. Trotz der helvetischen Ausdauer des Autors, die mit der des „Schädelvermessers“ in der minutiösen wissenschaftlichen Beobachtung konkurriert und die den ausgebildeten Juristen und Ethnologen verrät, hat er dabei literarische Längen vermieden. Denn Keller

ist auch in unaufdringlicher Weise gefühlsmässig bei der Sache.

Wo Schlaginhaufen Anthropologie und Ethnologie getrennt haben wollte, weil die Eingeborenen „demjenigen, der mit der Absicht zu ihnen kommt, die Reste ihrer Toten zu sammeln, keinen Einblick in ihre religiösen Vorstellungen gewähren (würden), und der Forscher (...) sich durch die, den Eingeborenen unverständlichen anthropologischen Aufnahmen vermittelt Instrumenten und Apparaten seine völkerkundlichen Erfolge verscherzen“ würde, findet Keller die „methodische Beschränktheit des anthropologischen Kopffjägers“ am deutlichsten ausgesprochen. Die Trennungswut Schlaginhaufens bedingte den Wunschtraum eines neuen Glossars von Begriffen beider Disziplinen, in dem „Wortendung oder Präfix“ die Zugehörigkeit zur jeweiligen Wissenschaft kennzeichnen sollten, um das von seinem Lehrer und

Lehrstuhlvorgänger Rudolf Martin monierte „Hineinzerren der Anthropologie in die Politik“ zu verhindern. Während dieser allerdings noch von einem „Nebeneinander“ sprach, war für seinen ab 1911 amtierenden Nachfolger Schlaginhaufen die Kulturanthropologie lediglich eine Beschäftigung mit verfälschenden Störfaktoren einer vor allem metrischen Anthropologie. Dem Sog der rassistischen Wissenschaftspolitik vermochte er sich allerdings selbst nicht lange zu entziehen.

Die pseudowissenschaftliche Ansiedlung der „westafrikanischen Neger“ zwischen Menschenaffen und Menschen aufgrund einer angeblichen „primitiven, affenartigen Furche“ an den Fusssohlen - so das zentrale Ergebnis Schlaginhaufens Dissertation von 1903 - machte jedoch schon sehr früh dessen biopolitisches, rassistisches Engagement deutlich. Um so bereitwilliger stimmte er daher 1914 in den rassenhygienischen Diskurs ein, der sich vehement zur Geburtenrate und anderen „demographischen“ Fragen äusserte. Sein Zürcher Kommilitone und späterer führender rassenhygienischer Berater Adolf Hitlers, Eugen Fischer in Freiburg, hatte über rassistische Pseudountersuchungen an südafrikanischen Nachkommen aus Mischehen, worin europäische Völker „durch geistigen, kulturellen Niedergang gebüsst“ hätten, berichtet. Schlaginhaufen verwendete sie als Grundlage zu seiner neu eingeführten Vorlesung über „Sozialanthropologie und Rassenhygiene“.

Teile der schweizerischen Rechten, so u.a. Oberst Dr.med. Eugen Bircher, forderten indes die Aufzucht eines „homo alpinus helveticus“ zur Abwehr des proletarischen „Giftes“ in Gestalt der Immigranten. Nur war dieser von J.J. Scheuchzer zweihundert Jahre zuvor postulierte Urschweizer alles ande-

re als definiert. Wie Rudolf Martin beklagte Schlaginhaufen den Rückstand der schweizerischen Anthropologie gegenüber jener in Grossbritannien, Italien, Frankreich und Österreich-Ungarn. Er behob diesen Forschungsrückstand mit der 1946 erschienenen „Anthropologia helvetica“ für die ab 1927 - als „eine der wichtigsten Voraussetzungen einer ernsthaft erstrebten Eugenik“ - ca. 35.000 Stellungspflichtige vermessen worden waren. Die Auswertung erfolgte mittels Hollerithmaschinen des Eidgenössischen Statistischen Amtes, die sich bereits 1926 in Schweden (Lundborg) bewährt hatten. Nur 8,661 (!) Prozent der Schweizer erwiesen sich dabei als „reinrassig“, nur 1,41 Prozent als „alpin“. Wie der Historiker Jakob Tanner rezensierend schreibt, war daher mit „Rassereinheit“ erwartungsgemäss in der Schweiz „kein Staat zu machen“.

Schon eher gelang dies jedoch mit der sich nun anbahnenden Zusammenarbeit mit dem rassistischen Psychiater, Alkoholabstinenzler und Ameisenforscher August Forel, der auch ein guter Bekannter von Rudolf Martin war, der wiederum die Ansicht vertrat, dass 90 Prozent der geistigen Merkmale erblich seien. Forels Schüler und Begründer der Rassenhygiene, Alfred Ploetz, und der jüngere psychiatrische Genetiker Ernst Rüdin, dessen eugenikbesessene Schwester er geheiratet hatte, waren massgeblich an der rassenhygienischen Radikalisierung in Deutschland beteiligt.

Aber auch in der Schweiz betonte der Pädiatrieprofessor Emil Feer in seinen Vorlesungen, „dass Verbesserung und Veredelung der Rasse und damit Hebung der Volkskraft und der Kulturwerte unser Ziel werden müssen“. Unterdessen wurden die deutschen Truppen im tobenden Ersten Weltkrieg bei Amiens unter anderem von schwarzen „ti-

ralleurs sénégalais“ überrannt, was das Interesse an eugenischen Betrachtungen über den Krieg deutlich dämpfte. Zum Glück für die einheimische Rassenhygiene bahnte sich jedoch in Zürich ein Vertrauensverhältnis zwischen Schlaginhaufen und dem kränkenden Millionär Julius Klaus an, dessen Vermögen 1920 einer gleichnamigen Stiftung vererbt wurde, die somit über eine jährliche Rendite von 40.000 Fr. verfügte. Zu den ausschliesslich „wissenschaftlichen“ Zwecken gehörte die „Rassenverbesserung beim Menschen“.

Die Brisanz eines durch Marotten, Urteile seiner Umwelt, Schrift- und Redezitate wohl zutreffend verdichteten psychologischen Porträts eines eher durch beschränkte Sachlichkeit als durch Tiefgang imponierenden Professors der damaligen Zeit ergibt sich somit aus seinem rassenhygienischen Engagement. So vertrat er die Schweiz zusammen mit August Forel in der I.F.E.O. (International Federation of Eugenic Organizations), der er - zusammen mit dem „Altmeister der deutschen Rassenhygiene“ Alfred Ploetz - auch als Vizepräsident diente. Zu allen Grössen seines Fachs hielt er Kontakt. Zum Kongress der I.F.E.O. unter ihrem Präsidenten Ernst Rüdin von 1934 in Zürich wurden vom „Director of the Institute of Race Biology in Zurich“ Schlaginhaufen mehrere Fachleute aus der Nazi-Ministerialbürokratie geladen. Die vier Tage verliefen in stürmischer Auseinandersetzung zwischen deutschen Nazis und nicht-deutschen, besonders gegenüber den Intelligenztests sehr kritisch eingestellten englischen und nordamerikanischen Teilnehmern. Zwei Jahre später referierte der fanatische Rüdin-Schüler und Basler Schularzt Carl Brugger auf dem I.F.E.O.-Kongress über die „deprimierende“ Fruchtbarkeit der „schwachsinnigen

Familien“. 1938 wurden die zum Glück begrenzten praktischen Umsetzungen der Eugenik in der Schweiz vom Berner Hygieniker Stavros Zurukzoglu zusammengestellt.

Auch die „Rassenpolitische Auslands-Korrespondenz“ der NSDAP verfolgte dies alles sehr genau und schliesslich mit Kritik. Schlaginhaufens Doktorand Biedermann gehörte mittlerweile zum Leitungsgremium der „Nationalen Front“, deren Kampfblatt „Der Eiserne Besen“ mit seiner urschweizerischen und antisemitischen Propaganda auf „der einzig und allein richtigen Plattform der Rassenfrage“ zu stehen vorgab. Schlaginhaufen selbst machte allenfalls 1933 durch seine Polemik von sich reden, als er forderte, dass der „Ausdruck ‚arisch‘ (..) der Sprachwissenschaft reserviert bleiben“ müsse und nicht die „nicht-jüdische Herkunft“ bezeichnen dürfe. Der „besondern Rasse“ der Juden seien hingegen durchaus „charakteristische Rassenkomponenten“ eigen. Sein Freund Eugen Fischer, der ihm noch 1944 zum 65. Geburtstag schrieb, war da allerdings auf dem Pariser Kongress von 1941 schon einiges deutlicher: Die Juden seien Beispiel „von einer solchen ungeheuerlichen Mentalität, dass man nur noch von Minderwertigkeit und vom Wesen einer anderen Spezies sprechen“ könne.

Christoph Keller belauscht für uns auch das Altherrengespräch während eines fiktiven Nachkriegsbesuchs bei diesem in Kilchberg. Schlaginhaufens krankhaft distanzierte Haltung schildert er hingegen eindrücklich dokumentierend: „...zwei Tage nach der Inkraftsetzung eines Gesetzes, das die NSDAP zur einzigen Partei erklärte, kaufte Schlaginhaufen die *Münchener Illustrierte Presse*, in der sich ein Bericht mit dem Titel *Die Wahrheit über Dachau* fand. Die grossen Photos zeig-

ten Menschen bei der Arbeit, kahlgeschorene, sonnenverbrannte, ausgehungerte Gesichter von Insassen, und in der Legende (..) wurde auf die 'rassische und artgemässe Verschiedenheit' der KZ-Häftlinge aufmerksam gemacht. Otto Schlaginhaufen hat diesen Bericht sorgfältig (..) mit einem Faden gebunden und unter dem Stichwort ‚Allgemeine äussere Körperform‘ in seine Bibliothek aufgenommen. (..) Seine Haltung blieb pragmatisch. (..) Er scheute sich aber andererseits nicht, mit denen zusammenzuarbeiten, die sich ‚rückhaltlos‘ in den Dienst des nationalsozialistischen Regimes gestellt hatten.“ So geht seinem Beitrag über die „Erblichkeit der Überstreckbarkeit der Hand“ ein Vorwort voran, in der das „Werkzeug der deutschen Wissenschaft“ in der Hand des Führers gepriesen wird.

An der Schweizerischen Landesausstellung von 1939 wurden Flugblätter über „die ernste Gefahr für unsere Volkswohlfahrt“ in Gestalt „erbkranker Nachkommen“ in grosser Zahl verteilt. In „seinem Pavillon“ wird Schlaginhaufen nicht müde, die geographische Verteilung der Schädel-Indizes zu erklären. Ein gewisser Theo Lang, der sich mit Rüdin überworfen hatte, entschied mittlerweile über den Weg der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften und der J.-Klaus-Stiftung die Frage, ob die in die Schweiz entkommenen Juden „hinsichtlich ihrer erbbiologischen Belastung mit den wichtigsten psychiatrischen Auffälligkeiten eher eine positive Auslese darstellten“, bejahend. Wichtiger war, dass 1940 auf Drängen des Botanikprofessors Alfred Ernst aus dem Kuratorium der J.-Klaus-Stiftung mit der Planung einer Schweizerischen Gesellschaft für Vererbungsforschung auf einer Tagung in Locarno die Wende zur

Genetik vollzogen wurde. Ihr trat auch der Zürcher Biochemie-Professor und führende Nazi-Aktivist Bonifaz Flaschenträger bei, der sich später nach Ägypten absetzte.

Im August 1943 tagte erstmals die „Kommission für Erbbiologie des Menschen“ unter dem Vorsitz des Psychiaters Manfred Bleuler, der die Ministerialbürokratie und die kantonalen Gesundheitsdirektionen hierüber in Kenntnis setzte. Erstes Anliegen: die bessere Durchsetzung des Eheverbotes für Geisteskranke (Art. 97 ZGB) und ein neues Faltblatt über „Gesunde Kinder, gesundes Volk“. Der Gesellschaft traten bis 1944 auch die führenden Versicherungs- und Chemiegesellschaften sowie u.a. Nestlé bei. Schlaginhaufen vollzog die populationsgenetische Wende gegen das Rassenkonzept (UNESCO 1964) nicht mehr mit, konnte jedoch mit Befriedigung verfolgen, wie seine Methoden mit der Populationsgenetik der Blutgruppen kombiniert wurden. Anlässlich der 25-Jahr-Feier der J.Klaus-Stiftung verwandte er ab 1946 an Stelle von „Rassenhygiene“ vorwiegend das Wort „Genetik“. Der Aktuar der Stiftung monierte 1950, dass der Wille des Stifters, nämlich die „Förderung und Verbesserung der weissen Rasse“, zu wenig beachtet worden sei. Schlaginhaufen wurde, nun siebzigjährig, von dem Primatologen Adolph H. Schulz abgelöst, womit die Zürcher Anthropologie eine völlig andere Richtung nahm. Seinen Sitz im Kuratorium der 1971 in eine solche „für Genetik und Sozialanthropologie“ umgetauften Stiftung räumte er erst als Neunundachtzigjähriger.

Der Historiker Jakob Tanner sieht in Kellers Buch den Nachweis erbracht, dass die „Obsession für exakte Zahlen“ Schlaginhaufens von den „politischen und ideologischen Grundströmungen

seiner Zeit durchwirkt war“, und dass hier der „helvetische Sonderfallmythos gewissermassen mikrogeschichtlich aufgeweicht wird“ (WoZ 24/1995). Man sollte vielleicht deutlicher werden: In der obsessiven rassistischen Neurose Schlaginhaufens waren Verbrechen angelegt, von deren Begehung ihn jedenfalls die Verschonung der Schweiz bewahrt hat. Diese Mikrogeschichte aufgezeichnet, situiert und fiktiv stimmig ergänzt zu haben, stellt eine an einem brisanten Fall demonstrierte methodo-

logische Leistung Kellers dar, die, zumal sie in einem guten Roman verpackt ist, einer breiten Leserschaft bekannt werden sollte.

Gottfried Treviranus

Vgl. auch Alex Schwank, 1996: Der rassenhygienische (bzw. eugenische) Diskurs in der schweizerischen Medizin des 20. Jahrhunderts. In: Sigrid Weigel/Birgit R. Erdle (Hg.), Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nazionalsozialismus. Zürich.

Iren von Moos, 1996: Nun hausen Schlangen in den Aprikosengärten. Eine Ethnologin berichtet aus Afghanistan. Hg. von Jakob Tanner, Wuppertal, Peter Hammer Verlag (190 S., Fr. 46.-)

Irmgard Pinn / Marlies Wehner, 1995: EuroPhantasien. Die islamische Frau aus westlicher Sicht. Duisburg, DISS-Verlag (257 S., DM 29.80)

„Wenn ich auch den Mullah selbst nicht mag, so gefällt mir doch der Tschador, den seine erste Frau trägt, und vor allem die Art, wie sie sich in ihn einhüllt. Ich hätte auch gerne einen Tschador. Es muss ein tolles Gefühl sein, sich ganz und gar darin einzuwickeln. (...) Mit dem Tschador bist du eine Frau, erwachsen und kein kleines Mädchen mehr. Vater sagt, wir können uns einen Tschador für mich nicht leisten. Aber die meisten Frauen haben einen Tschador, wie sind die denn an das Geld gekommen?“ Aus dem Lebensbericht einer Iranerin (Manny Shirazi, 1991*).

Religiösen Eiferern gelang, was Tote nicht mehr schafften: den Krieg in Afghanistan für kurze Zeit in die Weltöffentlichkeit zu bringen. Mit dem Ein-

marsch der Taliban – der „Religionschüler“ – in Kabul verstand sich der Westen plötzlich wieder als Teil dieses Konfliktes und die KommentatorInnen nahmen Partei. „Im Iran debattieren sie darüber, ob Frauen Fahrrad fahren dürfen. Hinter einer Wand, versteht sich, damit Männer sie nicht sehen können. In Afghanistan wären Frauen froh, wenn sie überhaupt noch auf die Strasse dürften“, schrieb die „Emma“ (Nov./Dez. 96). Auf der Titelseite der „Weltwoche“ (17.10.96) rechtfertigte Kathrin Meier-Rust den Entscheid des Genfer Kantonsparlamentes, einer konvertierten Schweizerin das Tragen des Kopftuches während des Unterrichts zu verbieten, mit Blick auf die Taliban, sprich ihren Verschleierungszwang: „Eine subtile und richtige Entscheidung - denn jedes freiwillige Kopftuch in unserem Land bleibt verknüpft mit dem ganz und gar unfreiwilligen im fernen Kabul.“

Soll eine konvertierte Schweizerin, die den Islam konsequent leben möchte, dafür bestraft werden, dass in Kabul die Taliban-Milizen die Macht übernommen haben? Oder sind die Taliban verantwortlich, dass eine Frau auf die verrückte Idee kommt, ein Kopftuch tragen

zu wollen? Was bedeutet Solidarität für afghanische Frauen unter der Herrschaft eines religiösen Fundamentalismus, der die „Rückkehr zu ursprünglichen Werten und Traditionen“ fordert? Die Ethnologin *Iren von Moos* gehörte vermutlich zu den wenigen, die eine Ahnung hatten, wie „die Afghaninnen“ wirklich leben und ihre Welt sehen. Sie hatte Afghanistan mehrmals besucht, beherrschte die Sprache, lebte mit den Frauen zusammen. 1988 kam sie bei einer ihrer Feldforschungen in Peshawar ums Leben. Vor kurzem erschien ihr Nachlass unter dem Titel „Nun hausen Schlangen in den Aprikosengärten“. Obgleich von Moos' Buch derzeit das einzige auf dem Markt ist, das sich fundiert mit den Frauen in Afghanistan auseinandersetzt, wird es in der aktuellen Berichterstattung kaum zur Kenntnis genommen. Iren von Moos hatte sich stets dagegen gewehrt, die Frauen aus diesem Kulturkreis auf eine Opferrolle zu reduzieren.

„Der Islam ist ein wahres Reich der Mütter“, schrieb von Moos. Der „Lebensweg“ einer Frau verläuft nicht nach westlichen Maßstäben: Als junge, kinderlose Frau hat sie keine Macht, kein Recht auf Selbstbestimmung, doch als Mutter nimmt ihr soziales Prestige zu und als Großmutter genießt sie höchsten Einfluss. „Das Privileg der Mutter“, so von Moos, „ist ihre Kontrolle über die Kinder, insbesondere über die Söhne. Die ausgesprochen starke Mutter-Sohn-Beziehung ist Ausdruck der emotionalen Bindung, über die der Mutter durch das Gebären eines Sohnes gesellschaftliche Würde verliehen wurde. Über die Bindung ist die Mutter moralische und psychologische Instanz. Sie stellt die wichtigste emotionale Geborgenheit für Männer dar. Sie ist diejenige, die letztlich die Söhne verheiratet. Dabei ist es immer ihre

eigene Vorstellung, die sie mit der Absegnung einer Ehe ihrer Söhne verewigt.“ (S. 41) Oder anders ausgedrückt: Über ihre Söhne beteiligen sich die Mütter an der Aufrechterhaltung der patriarchalen Strukturen.

Den Frauen gehört in Afghanistan wie in allen islamisch geprägten Ländern der private, den Männern der öffentliche Raum. In den „nicht-entwickelten“, abgeschiedenen Bergtälern funktioniert diese Machtteilung. Die Häuser sind Frauen-Domäne, die Männer sind darin geduldet. Die Frauen verbringen ihren Alltag miteinander, schaffen ihre Gegenwelt, die ihnen auch Einflussmöglichkeiten offenlässt. Zum Beispiel haben sie es in der Hand, einen Mann bloßzustellen und sein Prestige zu ruinieren: „Sexuelle Potenz ist eng verknüpft mit den Idealen der Männlichkeit. Die Schande ist gross, wenn von einem Mann bekannt wird, er sei im Geschlechtsleben unfähig oder impotent. Da diese Schwäche letztlich aber nur von der Frau entdeckt werden kann, wächst die geheime Macht der Frauen“, konstatiert von Moos.

Immer wieder wurde von Moos auch von den Frauen bemitleidet: „Du bist weit weg von zu Hause. Isst fremdes Brot, gehst über die eiskalten, anstrengenden Pässe, haben sie dich nicht krank gemacht? Und immer mit dem Mann zusammen, auch essen mußt du mit Männern. Du hast es schlecht. Bist du nicht traurig?“

Von Moos idealisierte nicht etwa die patriarchale Gesellschaftsstruktur mit ihrer besonderen Frauenkultur. Sie schaute nur genau hin, ohne zu bewerten und zu urteilen. Denn die soziale Kontrolle in der afghanischen Gesellschaft mag aus westlich-aufgeklärter Optik beengend wirken, doch bietet sie auch Sicherheiten. Der Krieg brach zum Teil die traditionellen Strukturen

auf, viele Familien flohen nach Pakistan. Doch das Exil brachte den Frauen weniger Freiheit, das Leben in einer „modernerer“ Umgebung nur Schwierigkeiten. In den Flüchtlingslagern hatten die Männer plötzlich Zugang zu Geld und westlicher Technologie. Die Frauen mussten in den geschrumpften privaten Räumlichkeiten des Flüchtlingslagers bleiben. Ihr soziales Netz, das ihnen im Dorf Einfluss garantierte, war weg.

Iren von Moos' Buch zeigt in seiner Differenziertheit: Der Islam als Feindbild taugt nicht. Zuerst kamen die Sowjets und wollten die afghanischen Frauen „entwickeln“, bauten Schulen und wollten sie entschleiern, derweil sich immer nur Frauen wohlhabender Familien verschleiern konnten. Die USA bauten dann in einem weiteren Stellvertreter-Krieg die konservativen Mujaheddins auf. Sie unterstützen auch die Taliban und rüsteten sie auf – sonst wären sie nie in Kabul einmarschiert.

Was sich in Afghanistan abspielt, hat mit „dem Islam“ wenig zu tun. Es geht um politische Strategien – religiöse Bewegungen werden benutzt, um geopolitische Interessen durchzusetzen. Es geht um Macht – die Religion dient lediglich als Vehikel.

Das konnte man schon im Iran beobachten, wo die Frauen den Tschador trugen, um ihren Widerstand gegen den korrupten, westlich orientierten Schah auszudrücken. Oder in Ägypten, wo Anwar as-Sadat radikale Islamisten Gruppen aufbaute, um sie als Gegenkraft zur linken Opposition zu mobilisieren. Im Westen wird jedoch der Islam allzu voreilig als monolithischer Block wahrgenommen, der „nichts mit Frieden, Toleranz, Schutz von Minderheiten und Menschenrechten“ zu tun haben kann (vgl. Ernst Hunziker, Widerspruch 30/95).

Sehr kritisch nehmen *Irmgard Pinn* und *Marlies Wehner* in ihrem Buch „EuroPhantasien – Die islamische Frau aus westlicher Sicht“ das eindimensionale „Fundamentalisten-Bild“ unter die Lupe. Sie werteten zahlreiche Publikationen aus, insbesondere auch linke, feministische. Eine Quintessenz daraus: „Vielfach wird behauptet, Musliminnen würden durch Aussehen und Verhaltensweisen bei 'eingeborenen Deutschen' Ängste und Bedrohungsgefühle provozieren, sie machten sich durch unattraktive Kleidung und Isolation selbst zu Aussenseiterinnen, und das islamische Geschlechtsrollenverständnis verhindere ein 'normales' Miteinandergehen (...). Solche Auffassungen stehen (...) in der Traditionslinie 'klassischer' rassistischer Welt- und Menschenbilder.“ Pinn/Wehner sprechen von einer Wahrnehmungssperre, die sich unter anderem darin äußert, dass beispielsweise der Schleier oft „als Symbol für Gewalt und Tod“ verwendet wird: „Weil wir Tschador und Kopftuch zum Indikator für Selbstbestimmungsrecht, Bewegungsfreiheit in der Öffentlichkeit etc. machen, verkennen wir oft, dass verschleierte Frauen keineswegs die uniforme Masse sind, als die wir sie sehen.“

Die beiden Autorinnen kritisieren, dass durch die Fixierung auf ein Stück Stoff die relevanten, Frauen diskriminierenden sozialen und politischen Verhältnisse zugedeckt werden. Pinn/Wehner ziehen den Vergleich mit dem Umgang mit der jüdischen Kultur: Linken würde es nicht in den Sinn kommen, die strikten religiösen Vorschriften orthodoxer JüdInnen kritisch zu thematisieren, weil dies unbestrittenermassen antisemitisch wäre – doch strenggläubige Musliminnen, die sich an ihre religiösen Kleidungs-, Essens- und Verhaltensnormen halten, darf man als „unter-

entwickelte“, „unselbständige“, „hörige“ Opfer entwerten, weil sie den „aufklärungsfeindlichen Islam“ verkörpern.

Schließlich geht es auch um das Bild, das sich die EuropäerInnen von der sogenannten Dritten Welt machen. Die islamistischen Bewegungen entziehen sich bewußt dem Vorbild westlicher Entwicklung, das bislang kein brauchbares Modell gegen das wachsende Nord-Süd-Gefälle geliefert hat; allein die Begegnung mit dieser fremden, eigenständigen islamischen Welt löst Ängste aus. Die Rückbesinnung auf islamische Werte „wird nicht als Suche nach einem eigenen, alternativen Gesellschaftsmodell, als Auflehnung gegen die weltweite Dominanz westlicher Normen und z.B. auch als Bemühen um einen eigenen Weg zur Überwindung traditioneller Verkrustung verstanden, sondern als ‘Rückfall ins Mittelalter’ angeprangert“ (S. 229). Überspitzt formuliert: Wer sich nicht an westliche „Entwicklungsideale“ hält, wird zum

„Feind“ stilisiert, womit man sich exakten sozialen, politischen und wirtschaftlichen Analysen entzieht.

Das Buch „EuroPhantasien“ ist zwar an manchen Stellen etwas eindimensional und anklägerisch geraten, doch zwingt es, sich einmal mit den eigenen blinden Flecken und den unterschwellig rassistischen Reflexen auseinanderzusetzen. Angesichts der Kolonialgeschichte, der Globalisierung der Wirtschaft und der stagnierenden entwicklungspolitischen Debatte dürfte man die gängige These vom Islam, der den Westen bedroht, auch einmal querdenken und sich fragen, welche Rolle der Westen als „Feind“ des Islams spielt.

Susan Boos

*Manny Shirazi, 1991: Eine Frau hat keine Rechte - Ein Schicksal im Iran. Weinheim/Basel. (Zuerst erschien das Buch unter dem Titel „Die Gasse ohne Namen. Homas Geschichte“)

isw sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.

analysen fakten & argumente

isw-report
(erscheint vierteljährlich, z. T. mit beigeheftetem Wirtschaftsinfo)
DM 5,- plus Versand (Jahresabo: 30,- DM)

Kerneuropa - Keim zur Weltmacht
(Nr. 23, April 1995)

Cash - Crash - Casino-Kapitalismus
(Nr. 26, Januar 1996)

Neue Arbeitswelten - lean production, lean society (Nr. 27, April 1996)

Grenzen des Sozialstaats? Referate des 5. isw-forums (Nr. 28, Juli 1996)

EURO-Strategien des Kapitals
(Nr. 29, Oktober 1996)

isw-spezial
Strategische Waffenbrüderschaft Deutschland-Türkei
(Nr. 8, April 1995), DM 5,- + Versand

isw-wirtschaftsinfo extra
Ausbildung & Übernahme
(Nr. 23, Sept. 1995) 4,- + Versand
Von Krise zu Krise - Standortkrieg oder Beschäftigungspolitik
(Nr. 25, April 96), DM 5,- + Versand

wirtschafts- und grafikdienst
Multimedia (Nr. 1, Okt. 95), DM 7,- + Vers.
Reichtum u. Kapitalmacht in Deutschland (Nr. 2, Nov. 95), DM 8,- + V.
Der Steuer-Skandal (Nr. 3, Juni 96), DM 10,- + Vers.

Prospekte anfordern, bestellen, abonnieren, fördern
isw sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München,
Fax 089-168 94 15

Neu bei isw!

EURO-Strategien des Kapitals



isw REPORT NR. 29
sozial-ökologische Wirtschaftsforschung München e.V.

isw WIRTSCHAFTS- UND GRAFIKDIENST
Ausgabe Nr. 3

Der Steuer-Skandal



Weitere Literaturhinweise

- Antifaschist. Autorenkollektiv, 1996: Drahtzieher im braunen Netz. Ein aktueller Überblick über den Neonazi-Untergrund in Deutschland und Österreich. Konkret Literatur Verl. Hamburg.
- Barber, Benjamin, R., 1996: Coca Cola und Heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen. Scherz Verl. Berlin, München, Wien.
- Brodorotti, Helene v./ Stockmann, Christian (Hg.), 1995: Rassismus und deutsche Asylpolitik - Deutschland wohin? IKO Verl. Frankfurt/M.
- Ditfurth, Jutta, 1996: Entspannt in die Barbarei. Esoterik, (Öko-) Faschismus und Biozentrismus. Konkret Literatur Verl. Hamburg.
- Ebbinghaus, Angelika, 1987: Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus. Nördlingen.
- Feldbauer, Gerhard, 1996: Von Mussolini bis Fini. Die extreme Rechte in Italien. Elefanten Press Berlin.
- Fischer, Gero/Wölflingseder, Maria (Hg.), 1995: Biologismus, Rassismus, Nationalismus. Rechte Ideologien im Vormarsch. Promedia Verl. Wien.
- Gössner, Rolf/ Neb, Oliver, 1996: Polizei im Zwielficht. Gerät der Apparat ausser Kontrolle? Campus Verl. Frankfurt/New York.
- Hackett, David, A. (Hg.), 1996: Der Buchenwald-Report. Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald. Verl. C.H.Beck, München.
- Hamburger Inst. f. Sozialforschung (Hg.), 1995: Die Auschwitz-Hefte. Bde. 1 und 2, Ergänzungsbd., 2. Aufl., Rogner & Bernhard, Hamburg.
- Heer, Hannes (Hg.), 1995: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944. Ausstellungskatalog, 801 Abb., Hamburger Edition, Hamburg.
- Holzcamp, Klaus, 1997: Rassismus und das Unbewusste. In: Schriften Band I, Argument Verl. Berlin/Hamburg.
- Klemperer, Victor, 1996: Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918 bis 1932. 2 Bde. Aufbau-Verl. Berlin.
- Link, Jürgen, 1996: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Westdeutscher Verl. Opladen.
- Manoschek, Walther (Hg.), 1996: Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front. Picus Verl. Wien.
- Martin, Roger, 1996: AmeriKKKa. Der Kluks-Klan und die Ultrarechte in den USA. Rotbuch Verlag Berlin
- Marramao, Giacomo, 1996: Die Säkularisierung der westlichen Welt. Insel Verl., Frankfurt/M. u. Leipzig.
- Mecklenburg, Jens (Hg.), 1996: Handbuch deutscher Rechtsextremismus. Grundlagen, Lexikon, Vertiefungen. Elefanten Press Berlin.
- Modena, Emilio (Hg.), 1997: Das Faschismus-Syndrom. Zur Psychoanalyse der Neuen Rechten in Europa. Mit Beiträgen v. M.Erdheim, R.Heim, M.Nadig, P.Parin, E.Reinke, H.E.Richter, B.Rothschild et al. Psychosozial-Verl. Giessen.
- Osterkamp, Ute, 1996: Rassismus als Selbstentmächtigung. AS 242 Neue Folge. Argument Verl., Berlin/Hamburg.
- Roth, Karl Heinz, 1993: Intelligenz und Sozialpolitik im „Dritten Reich“. Eine methodisch-historische Studie am Beisp. des Arbeitswissenschaftlichen Inst. der Deutschen Arbeitsfront. K.G.Saur, München.
- Scherrer, Christian P., 1996: Ethno-Nationalismus im Weltsystem. Prävention, Konfliktbearbeitung und die Rolle d. internat. Gemeinschaft. Bd. 1, agenda Verl. Münster.
- Scheurer, Georg, 1996: Mussolinis langer Schatten. ISP Verl. Karlsruhe.
- Schulte-Holtey, Ernst (Hg.), 1995: Grenzmarkierungen, Normalisierung und diskursive Ausgrenzung. DISS Duisburg.
- Sierke, Udo, 1995: NORMALisierung von rechts. Biopolitik und „Neue Rechte“. Verl. Libertäre Assoziation Hamburg.
- Steinbach, Peter/ Tuchel, Johann (Hg.), 1994: Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Akademie Verl. Berlin.
- Worm, Uwe, 1995: Die Neue Rechte in der Bundesrepublik. Programmatik. Ideologie und Presse. PapyRossa Verl. Köln.